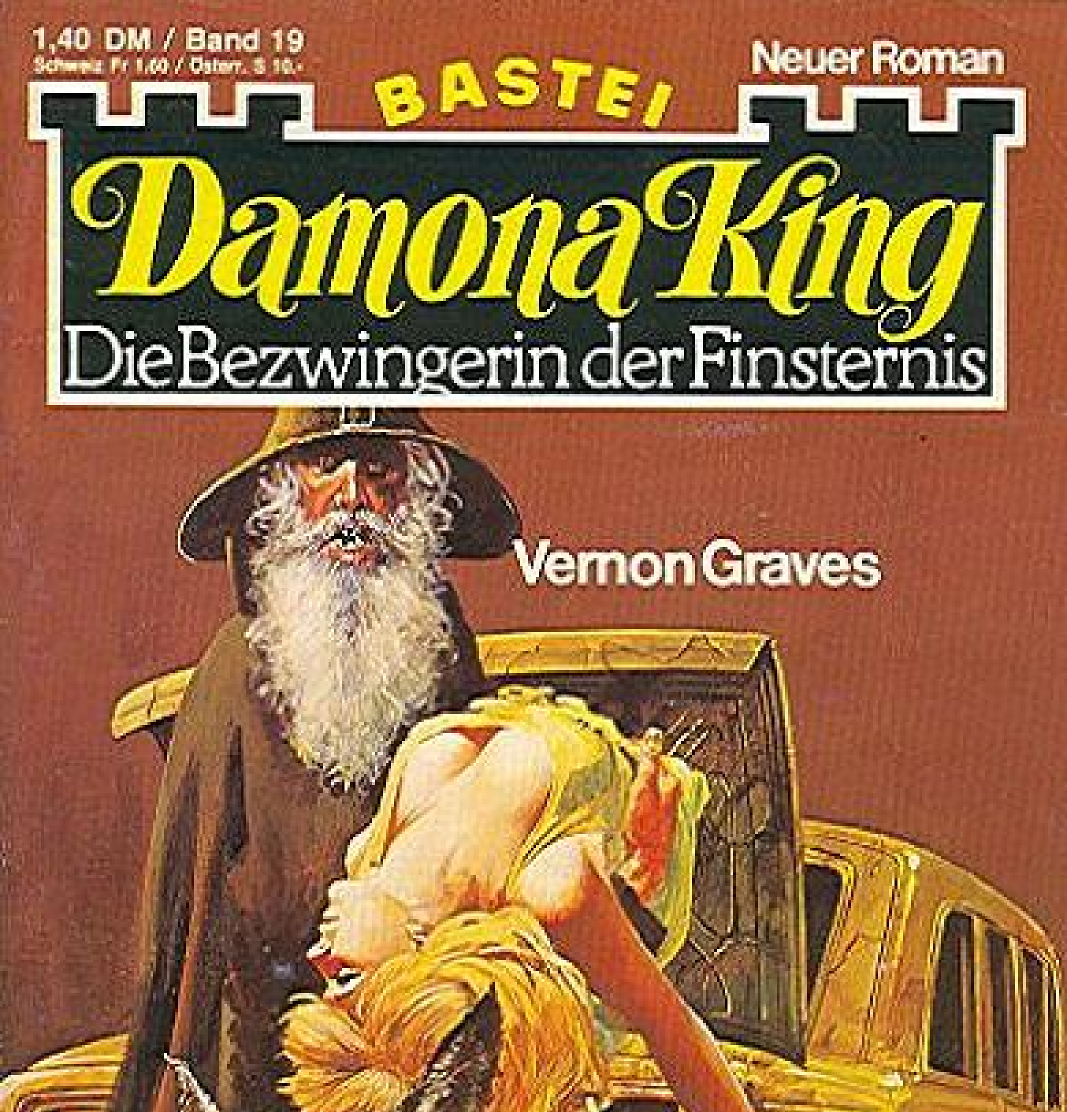


Der Ruf des Seelenfängers

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / [illegible] / [illegible] 4,25 [illegible] / Spanien P 60



Der Ruf des Seelenfängers

Damona King Nr. 19

von Hans Wolf Sommer

erschienen am 11.12.1979

Titelbild von Prieto Muriana

Der Ruf des Seelenfängers

Bleiches Mondlicht fiel auf die Lichtung vor dem heiligen Baum. Ehrfurchtgebietend stand die gewaltige, in Stein gehauene Gestalt des Gottes vor den Gläubigen. Der Körper des Mächtigen war bereits mit seinen menschlichen Opfergaben geschmückt.

Einige der Auserwählten erwiesen sich der hohen Ehre, die ihnen erwiesen wurde, als unwürdig. Sie schrien und wanden sich wie Tiere, die in die Falle geraten waren. Aber ihre aus Feigheit geborenen Bemühungen waren umsonst. Fest verband sie das Flechtwerk mit dem steinernen Fleisch des Gottes.

Es war so weit…

Lathir, der Druide, trat vor, die brennende Fackel in der hoch erhobenen Hand. Er verbeugte sich vor dem Mächtigen und sprach die heiligen Formeln der Opferzeremonie. Dann setzte er das Flechtwerk in Brand. Die würdelosen Schreie der Auserwählten erstarben, als der Gott sie in sein Reich aufnahm…

Auf dem Marktplatz von Marnockfearn herrschte ausgelassene Stimmung. Jubel, Trubel, Heiterkeit bestimmten die Szenerie. Nahezu die gesamte Einwohnerschaft des Dorfes war anwesend, Kinder eingeschlossen. Die Musik spielte eine lustige Weise, und die Pärchen tanzten lachend um den mit Blumen und Girlanden geschmückten Reisigstapel herum, der den Mittelpunkt bildete. Männer und Frauen, die nicht tanzten, sangen mit und klatschten rhythmisch in die Hände.

Aber es wurde nicht nur gesungen und getanzt. Auch andere Vergnügungen kamen zu ihrem Recht. Bier, Wein und Whisky flossen reichlich, und die jungen Leute stellten mit Freude fest, dass es einen Unterschied zwischen Männlein und Weiblein gab. Es war ein richtiges Volksfest, das allen Beteiligten großen Spaß und viel Vergnügen bereitete.

Damona King und ihr Freund und Generalbevollmächtigter Mike Hunter bildeten da keine Ausnahme. Es war recht selten, dass sie hinunter ins Dorf kamen. Wenn ihnen die weltweiten Geschäfte des King Konzerns Zeit ließen, lebten sie auf dem knapp zwei Meilen entfernten King's Castle. Aber sie hatten keinen Dünkel gegenüber den meist einfachen Dorfbewohnern. Deshalb waren sie der Einladung des Bürgermeisters von Marnockfearn zum großen Sommerfest auch gerne gefolgt.

Sie saßen auf einer der Holzbänke, die überall auf dem Marktplatz aufgestellt worden waren und fühlten sich wohl. Amüsiert sahen sie ihren amerikanischen Freunden Harvey und Vonda Lowell zu, die mit den Dörflern gemeinsam um den Reisighaufen tanzten.

Mike lachte schallend auf. »Harvey braucht nur 'nen Kilt, dann geht er glatt als echt schottischer Highlander durch!«

»Harvey tut wenigstens etwas – ganz im Gegensatz zu dir!«, gab Damona leicht ironisch zurück. »Du sitzt nur hier und gießt dich mit Whisky voll.«

»Lass mich nur, meine Liebe! Wenn ich noch ein paar intus habe, geht das Temperament mit mir durch, und ich werde zum wildesten Tänzer von ganz Schottland. Prost!«

Er hob sein noch halb volles Glas und leerte es mit einem einzigen Schluck.

Damona glaubte es ihm glatt. Ihr Freund war der Typ des Sonnyboys. Wenn er in Stimmung war, dann gab es nichts, was er nicht gemacht hätte.

Wenig später kamen die beiden Lowells, Gäste auf King's Castle,

zurück, schwanzwedelnd begrüßt von ihrem nicht ganz reinrassigen Dackel Emma, den sie aus New York mit über den Ozean gebracht hatten.

»Puh«, machte Harvey Lowell und wischte sich den Schweiß von der Stirn, »eure Ländler strengen ganz schön an!« Er griff nach einem Glas Ale auf dem Holztisch und bewies, dass er es Mike in Bezug auf die Schluckkapazität durchaus gleichtun konnte.

Lowell war ein athletischer junger Mann Anfang dreißig. Er hatte ein gutgeschnittenes, sonnengebräuntes Gesicht und trug sein schwarzes Haar entgegen der neuesten Mode noch immer lang. Von Beruf war er… Erbe. Zwar hatte er Wirtschaftswissenschaften studiert, aber sein alter Herr, ein Privatbankier und alter Freund von Damonas verstorbenem Vater, ließ ihn noch nicht an die Geschäftsführung seiner Bank heran. Harvey Lowell litt deswegen nicht gerade unter Depressionen, sondern genoss die Freizeit, über die er in reichem Maße verfügte.

Seine Frau Vonda war ein braun gelocktes, sehr hübsches Girl, acht Jahre jünger als Harvey. Bevor sie ihren Mann heiratete, hatte sie Medizin studiert, diese Tätigkeit dann aber aufgegeben. Die Frau eines Lowell hatte es nicht nötig, sich mit anderer Leute Krankheiten zu beschäftigen.

Die beiden Amerikaner setzten sich ebenfalls. Für ein paar Augenblicke sagte keiner der vier etwas. Sie ließen ihre Blicke umherschweifen und hatten ihren Spaß an dem bunten Treiben ringsum.

Schließlich deutete Vonda Lowell auf den geschmückten Reisighaufen.

»Was feiern wir eigentlich für ein Fest?«, fragte sie. »Und diese Puppe… hat die eigentlich eine besondere Bedeutung?«

Sie meinte die menschengroße Strohfigur, die oben auf dem Holzstapel thronte.

»Oh ja, durchaus«, erwiderte Damona King. Sie war in Schottland geboren und kannte sich einigermaßen in der Geschichte ihrer Heimat aus.

»Erzähle!«, bat Vonda.

Damona nickte. »Wir feiern das Fest des Lug!«

»Lug und Trug«, sagte Mike Hunter und grinste.

Strafend blickte ihn Damona an. »Hört nicht auf seinen Unsinn«, meinte sie an die Adresse der Amerikaner. »Lug ist einer der Hauptgötter der alten Kelten. Ursprünglich wurde dieses Fest am 1. August eines jeden Jahres zu seinen Ehren abgehalten.«

»1. August?«, wunderte sich Harvey Lowell. »Aber heute schreiben wir doch erst den 28. Juli!«

»Richtig«, lächelte Damona. »Der erste Tag des Augusts fällt in

diesem Jahr leider auf einen Mittwoch. Auf einen Tag also, an dem die Bewohner von Marnockfearn hart arbeiten müssen. Deshalb haben sie das Fest einfach auf diesen Sonnabend vorverlegt.«

»Das ist aber gar nicht sehr traditionsbewusst«, bemerkte Harvey Lowell.

»Oh«, gab Damona zurück, »von der alten Tradition ist ohnehin nicht mehr viel übrig geblieben. Gott sei Dank, würde ich sagen!«

»Wieso?«

»Nun, in den Tagen der Kelten war das Fest des Lug ein sehr blutiges Fest. Die Druiden, die Priester der Kelten, brachten zu Ehren des Gottes Menschenopfer dar. Brandopfer, wenn ihr es genau wissen wollt.«

»Aha«, äußerte sich der junge Amerikaner, »deshalb also die Puppe auf dem Scheiterhaufen.«

»So ist es«, bestätigte Damona. »Die Strohpuppe ist ein Symbol, das für die alten heidnischen Bräuche steht. Um Mitternacht wird der Reisighaufen entzündet und die Puppe dem Lug als Opfer dargebracht.«

»Was wird sich der alte Knabe freuen!«, warf Mike ein und zeigte wieder sein breites Grinsen.

Jetzt lachte auch Damona. »Ich glaube kaum, dass der Gott von dem Opfer überhaupt Notiz nimmt. Er war es nämlich gewohnt, dass die Opferzeremonien ausschließlich an geweihter Stätte vorgenommen wurden. Unter einer heiligen Eiche zum Beispiel. Oder auf einem Berg, wo die himmlische Präsenz des Gottes näher ist als hier unten im Tal.«

»Die Dinge sind nun mal nicht mehr so, wie sie zu sein pflegten«, sagte Mike mit einem gespielten Seufzer. »Trinken wir darauf.«

Der weitere Abend wurde so gemütlich, wie er angefangen hatte.

Dabei hatten die Gäste aus Amerika Gelegenheit, festzustellen, dass ihre Gastgeberin unumstritten der prominenteste Festteilnehmer war. So ziemlich sämtliche Honoratioren von Marnockfearn ließen es sich nicht nehmen, Damona ihre Referenz zu erweisen. James McPherson, der schwergewichtige, gemütliche Bürgermeister kam, Leslie Quincey, der spindeldürre Dorflehrer, Stuart Muir, der vierschrötige, stets mit roter Nase durch die Gegend laufende Konstabler.

Und das waren längst nicht alle, die die Herrin von King’s Castle persönlich begrüßen wollten und ihre Freude darüber ausdrückten, dass sie gekommen war. Das Aufhebens, das man um sie machte, war Damona beinahe peinlich. Sie liebte es gar nicht, im Mittelpunkt zu stehen.

Langsam ging es dann auf Mitternacht zu. Der Augenblick, in dem der Scheiterhaufen angezündet wurde, stand bevor. Niemand unter den Anwesenden maß der symbolischen Opferung der Puppe

irgendwelche Bedeutung bei. Die meisten wussten nicht einmal, dass der brennende Reisigstapel überhaupt mit einer uralten heidnischen Kulthandlung in Verbindung zu bringen war. Und mit dem Namen Lug hätten auch nur die wenigsten etwas anfangen können. Für die Leute war das Entzünden von Scheiterhaufen und Strohpuppe nichts als der krönende Abschluss eines gelungenen Abends. Denselben Zweck hätte auch ein Feuerwerk erfüllen können. Nur dass ein Feuer vielleicht nicht hübscher, dafür aber direkter, unmittelbarer war.

Mayor McPherson selbst war es, der den Scheiterhaufen in Brand setzten würde. Der Küster der Dorfkirche half ihm dabei, indem er einen Kanister Benzin über das Holz schüttete. Dann riss der Bürgermeister ein Streichholz an und entzündete den Reisigstapel.

Sofort schossen lodernde Flammen in die Höhe. In Sekundenschnelle war der ganze Scheiterhaufen in leuchtendes Feuer gehüllt.

Und auch die Strohpuppe brannte wie Zunder.

Die Leute von Marnockfearn jubelten und lachten. Die fünf Musiker fingen wieder an zu spielen – eine schwungvolle Volksweise im Dreivierteltakt.

Die Musik ging in die Beine, verlockte zum Tanzen, und das taten die Dorfbewohner dann auch. Und nicht nur sie. Auch Damona King, Mike Hunter und ihre Gäste aus Amerika mischten sich unter die Männer und Frauen von Marnockfearn und tanzten mit ihnen zusammen um den brennenden Scheiterhaufen herum.

»Der Tanz um das Goldene Kalb!«, konnte sich Mike nicht verkneifen, spöttisch zu sagen.

Aber sein Spott hinderte ihn nicht daran, voll bei der Sache zu sein. Er wirbelte Damona herum, dass dem Mädchen fast schwindlig wurde.

Plötzlich jedoch gab es eine Störung. Die fröhlichen, schwungvollen Walzerklänge wurden überlagert von ganz anderen Tönen, die nur von einem einzigen Instrument stammen könnten: von einem Dudelsack.

Damona und Mike hörten auf zu tanzen, hielten Ausschau nach dem Störenfried.

Und sie brauchten nicht lange nach ihm zu suchen.

Da stand er, außerhalb des Kreises der Tanzenden: ein alter Mann, bekleidet mit einem seltsam geschnittenen Wams und einem kiltartigen Beinkleid. Aber nicht nur die Kleidung des Alten war seltsam, der ganze Mann war es. Seine Körperhaltung war so starr, als habe er einen Stock im Kreuz. Einen ebenso starren Eindruck machte sein Gesicht. Zwischen der ungewöhnlich hohen Stirn und dem eisgrauen Vollbart schienen nur die Augen zu leben. Tief dunkle, brennende Augen, in denen sich der Lichtschein des Feuers spiegelte. Den Dudelsack blies er ohne erkennbare Anstrengung. Jedenfalls blähten sich seine Wangen kaum dabei auf.

»Komischer Kauz«, murmelte Damona. »Wo kommt er nur auf einmal

her?«

»Weißt du, an wen er mich erinnert?«, fragte Mike.

»Nein.«

»An einen Fanatiker namens Khomeini! Nur scheint sich der Fanatismus dieses alten Knaben auf das Dudelsackspielen zu beschränken. Das macht ihn fast sympathisch.«

Dieser Ansicht konnte sich Damona nun ganz und gar nicht anschließen. Ihr war der fremde Mann ausgesprochen unsympathisch, ja, sogar irgendwie unheimlich.

Und irgendwie unheimlich waren auch die Dudelsackklänge, die er seinem Instrument entlockte.

Sie hatten etwas, Monotones, Düsteres an sich. Die Akkorde, die sie formten, erschienen Damona atonal, aber doch seltsam einprägsam. Unwillkürlich musste sie an Verlassenheit, Einsamkeit und Tod denken. Ihre gute Stimmung war wie weggewischt. Sie fühlte sich auf einmal deprimiert und traurig, ohne dass dafür auch nur der geringste Grund vorlag.

Und nicht nur ihr ging es so. Kaum jemand der Anwesenden konnte sich der eigenartigen Wirkung der Dudelsackklänge entziehen. Die anderen Musiker hatten aufgehört zu spielen. Niemand tanzte mehr. Alle blickten nur auf den Pfeifer und waren wie hypnotisiert.

Länger als zwei Minuten spielte er noch, ohne dass jemand den Versuch unternahm, ihn zu stören. Dann hörte er plötzlich abrupt auf und setzte den Dudelsack ab.

Er blickte auf den brennenden Scheiterhaufen, und sein bisher so unbewegtes, starres Gesicht verwandelte sich in eine Grimasse des Zorns. Wie drohend hob er die rechte Hand und ballte sie zur Faust.

Dann stieß er ein paar Worte hervor. Worte in einer Sprache, die Damona nicht verstand.

Sekundenlang blieb der alte Mann mit hochgereckter Faust stehen.

Dann ließ er seinen Arm wieder sinken. Er drehte sich um und ging davon. Sämtliche Festbesucher starrten ihm nach, bis er zwischen ein paar unbeleuchteten Häusern verschwand.

Erst jetzt löste sich der eigenartige Bann, in den alle geraten zu sein schienen. Die Leute von Marnockfearn machten den Mund wieder auf, redeten wild durcheinander. Einziges Gesprächsthema war natürlich der Pfeifer, der so überraschend auf der Bildfläche erschienen und wieder verschwunden war.

Niemand hatte ihn jemals gesehen, niemand kannte ihn. Und so hatte auch keiner eine Erklärung für die ungewöhnlichen Begleitumstände, die mit seinem Erscheinen Verbunden waren.

Nach einer ganzen Weile fingen die Musiker wieder an zu spielen.

Aber die gelöste Heiterkeit des Abends war unwiderruflich dahin.

Ein paar Leute versuchten noch zu tanzen, gaben es aber bald auf.

Die ersten gingen nach Hause.
Auch für Damona King, Mike Hunter und die beiden Amerikaner war der Abend gelaufen. Sie kehrten nach King's Castle zurück.

***

»Hilfe!«, brüllte Eric Taylor mit aller Kraft, die seine Lungen hergaben. »Hiiilfe!«
Gleichzeitig trommelte er mit beiden Fäusten immer wieder gegen die Zellentür.
Dennoch blieben seine Bemühungen zunächst erfolglos. Niemand erschien draußen auf dem Zellengang, um nach dem Rechten zu sehen.
»Verdammt«, knurrte Dennis Carrington, »lange halte ich das nicht aus. Ich bin nicht dazu geboren, stundenlang auf den Zehenspitzen zu stehen!«
Unwillig wandte sich Taylor zu seinem Zellengenossen um. Die Beleuchtung war längst abgeschaltet worden. Deshalb konnte er Carrington nur im flackernden Lichtschein der selbst gebastelten Kerze betrachten. Aber dieser reichte aus, um erkennen zu können, dass sich der hagere Mann scheinbar am Gitter des Zellenfensters erhängt hatte. In Wirklichkeit hatte sich Carrington den Stofffetzen nur recht lose um den Hals geschlungen. Und natürlich besaßen seine Füße nach wie vor festen Bodenkontakt.
»Jammere nicht«, wies Taylor ihn zurecht. »Der alte Stoller wird schon gleich kommen.«
»Hoffentlich«, quetschte Carrington hervor.
Eric Taylor drehte sich wieder zur Tür um und fuhr fort mit seinem Alarmgeschrei.
Wenig später wurde draußen auf dem Zellengang Schrittgeräusche hörbar. Ja, das war Stoller, der in dieser Nacht Wachdienst hatte. Taylor kannte seinen schlurfenden Gang.
Vor ihrer Zelle hörten die Schrittgeräusche auf. Die Sichtblende der Tür wurde draußen zur Seite geschoben. Dann erklang Stollers ärgerliche Stimme.
»Was soll der verfluchte Lärm? Du bist das, Taylor, ja?«
»Ja«, schrie Taylor, »ich bin das! Und was der Lärm soll? Sehen Sie das nicht, Mr. Stoller?«
»Ich sehe nur, dass ihr beide den Vorschriften zuwiderhandelt, indem ihr ein verbotenes Licht angezündet habt.«
»Hölle und Teufel, Mr. Stoller, sehen sie nicht, was mit Carrington los ist? Der Hurensohn hat sich erhängt! Holen Sie ihn gefälligst raus. Ich will nicht die ganze Nacht in Gegenwart eines verdammten Toten verbringen!«
Mit Befriedigung nahm Taylor zur Kenntnis, dass Carrington seine

Sache sehr gut machte. Der Kopf war ihm auf die Brust gefallen. Der Mund stand halb offen, und die Zunge hing heraus. Dass das Gewicht seines reglosen Körpers nicht die Schlinge um seinen Hals, sondern seine Zehenspitzen belastete, war nicht zu erkennen. Dennis Carrington wirkte so tot wie ein ausgestopfter Hase.

Zu dieser Überzeugung schien jetzt auch der alte Stoller gekommen zu sein. Taylor hörte, wie er draußen ein paar unterdrückte Verwünschungen ausstieß. Dann fiel die Sichtklappe wieder zu. Der Wärter entfernte sich mit eiligen Schritten.

»Gleich ist er wieder da«, freute sich Taylor. »Und dann…«

»Bis dahin bin ich steif wie ein Brett«, ächzte Dennis Carrington, der sich alles andere als wohl in seiner Haut fühlte.

Kurz darauf erwachte die Deckenbeleuchtung zu ungewohntem nächtlichen Leben. Stoller hatte sie eingeschaltet. Dann dauerte es nicht mehr lange, bis auf dem Gang wieder Schritte laut wurden.

Die Schritte von mehreren Männern. Ganz klar, Stoller würde es niemals wagen, die Zelle von zwei Gewaltverbrechern allein zu betreten.

Jemand blickte durch das Sichtloch. Anschließend drehte sich der Schlüssel im Schloss. Die Tür wurde geöffnet. Drei Männer standen im Rahmen.

Eric Taylor hatte sich, um die Wärter nicht gleich auf die richtigen Gedanken kommen zu lassen, auf seine Pritsche gesetzt. Er biss sich auf die Lippen.

Verdammt, seine und Carringtons Rechnung war nicht ganz aufgegangen. Er hatte erwartet, dass der alte Stoller mit Doktor Stills kommen würde. Aber das war nicht der Fall. Stoller hatte seinen Kollegen Capp mitgebracht, mit dem er gemeinsam diese Nachtschicht schob. Außerdem war aber auch noch Glady dabei, der Oberaufseher. Und Glady war ein gefährlicher und überaus misstrauischer Bursche.

Alle drei Wärter schwangen ihre Gummiknüppel, als sie von der Tür aus auf den scheinbar erhängten Carrington blickten.

Taylor sprang von der Pritsche hoch. »Holt ihn raus! Mir wird übel, wenn…«

Glady schnitt ihm mit einer barschen Handbewegung das Wort ab. Er schob sein kantiges Kinn vor.

»Wenn in dieser Nacht einer ausquartiert wird, dann du, Taylor«, sagte er schnarrend. »Für den Fall, dass Carrington sich wirklich selbst in die Hölle befördert hat! Davon aber bin ich noch keineswegs überzeugt.«

Hölle und Teufel!, dachte Taylor. Dieser misstrauische Pig hatte schon Lunte gerochen.

Er warf einen schnellen Blick auf seinen Zellengenossen. Noch wirkte Carrington überzeugend. Aber das wahrscheinlich nur, weil er

krampfhaft die Luft anhielt. Das konnte er jedoch nur noch einige wenige Augenblicke durchhalten. Wenn die Schweine nicht bis dahin in die Zelle hereingekommen waren, konnten sie ihren schönen Plan auf den Abfallhaufen schmeißen.

Der Oberaufseher machte jetzt einen Schritt nach vorne.

»Setz dich hin, Taylor!«, bellte er. »Wenn das Ganze nur ein fauler Trick ist, um uns aufs Kreuz zu legen…«

Taylor beeilte sich, wieder auf der Pritsche Platz zu nehmen. Er wollte Gladys Argwohn keine zusätzliche Nahrung geben.

Glady und Capp betraten die Zelle jetzt. Nur Stoller blieb im Eingang stehen. Mit langsamen Schritten gingen die beiden Wärter auf Dennis Carrington zu.

Unauffällig spannte Eric Taylor die Muskeln an. Gleich kam es darauf an.

Jetzt standen Glady und Capp fast unmittelbar vor seinem Zellengenossen. Noch immer waren sie die Wachsamkeit in Person – insbesondere Glady. Der Oberaufseher hatte den rechten Arm angewinkelt, hielt den Knüppel schlagbereit.

Dennoch überraschte ihn Dennis Carrington. Ganz plötzlich erwachte er vom toten Mann zu einer geballten Ladung Aktivität. Sein rechter Fuß flog nach vorne und traf den Oberaufseher voll.

Glady gab einen erstickten Aufschrei von sich und krümmte sich.

Für den Moment war er außer Gefecht.

Carrington hatte sich inzwischen bereits auf Capp gestürzt. Bevor der Wärter seinen Schlagstock einsetzen konnte, schlossen sich Carringtons knochige Finger um seinen Hals.

Auch Eric Taylor hatte nicht einen einzigen Sekundenbruchteil gezögert. Wie ein Pfeil von der Bogensehne schnellt, so schoss er von der Pritsche hoch und flog regelrecht auf den alten Stoller zu.

Der Wärter war so überrascht, dass er Taylors Faust gar nicht kommen sah. Und als er sie knallhart auf dem Punkt spürte, war es bereits zu spät. Sein Kopf flog zurück wie von einem Hammerschlag getroffen, knallte gegen den Stein des Zelleneingangs. Er verlor sofort das Bewusstsein.

Taylor bückte sich hastig nach dem Gummiknüppel, den Stoller fallen lassen hatte. Dann ruckte er herum, um seinem Zellengenossen zu Hilfe zu kommen.

Und Dennis Carrington brauchte diese Hilfe jetzt. Zwar hielt er Capp noch immer im Würgegriff und hinderte den Aufseher daran, um Hilfe zu schreien. Aber Glady war mittlerweile wieder einsatzbereit. Er wollte sich nicht auf seinen Schlagstock verlassen, fingerte stattdessen an seinem Hüftholster herum, in dem seine Dienstwaffe steckte.

Eric Taylor gab ihm keine Gelegenheit, die Pistole ins Spiel zu bringen. Wuchtig ließ er den Gummiknüppel auf den Hinterkopf des

Oberaufsehers niedersausen. Wie ein gefüllter Baum kippte Glady um und blieb reglos auf dem Boden liegen.

Auch mit Capp machte Taylor kurzen Prozess. Noch ein harter Schlag mit dem Knüppel, und auch der dritte Wärter stellte keinen Gegner mehr dar.

»Okay, das war das«, sagte Taylor hochbefriedigt. Obwohl die Aufseher zu dritt gekommen waren, hatte es keinerlei Komplikationen gegeben.

Carrington grinste ein bisschen verkrampft. »Ein Tor ist noch lange kein gewonnenes Spiel. Es liegt noch ein Stück Weg vor uns, bis wir draußen sind.«

Das wusste Eric Taylor selbst. Aber er war jetzt guten Mutes, dass sie auch den Rest noch schaffen würden.

Er huschte zur Tür, blickte hinaus. Niemand ließ sich auf dem Zellengang blicken. Taylor dankte dem Satan dafür, dass man ihn in eine so rückständige Strafanstalt wie die von Perth eingeliefert hatte.

In einem modernen Gefängnis, das mit Fernsehaugen, automatischen Warnanlagen und ähnlichen Scherzen ausgerüstet war, hätte man ihrem Ausbruchsversuch längst einen Riegel vorgeschoben.

Und das konnte man durchaus wörtlich nehmen.

Taylor kehrte in die Zelle zurück. Von nebenan wurde an die Wand geklopft. Klar, Buckeye Cramer hatte längst gemerkt, dass etwas im Busch war. Und nicht nur er. Aus einigen anderen Nachbarzellen drangen Zurufe herüber. Taylor kümmerte sich nicht darum.

Er wollte keine Gefängnisrevolution anzetteln. Er wollte nur raus aus dem Knast, das war alles.

»Los, weiter im Text!«, raunte er Dennis Carrington zu. »Klamottenwechsel!«

»Schon dabei!«

Eine Minute später hatten die beiden Männer Glady und Capp die Uniformen ausgezogen und waren selbst hineingeschlüpft. Und selbstverständlich hatten sie auch die Dienstwaffen der Aufseher an sich genommen.

Noch einmal überzeugten sie sich davon, dass die drei Aufseher fürs erste keinen Krach schlagen würden. Dann verließen sie die Zelle und eilten mit schnellen Schritten den Gang entlang. Glady, Stoller und Capp blieben, eingeschlossen in der Zelle, zurück.

Die breite Gittertür zu öffnen, die ihren Zellentrakt von den anderen abtrennte, bereitete ihnen keine Schwierigkeiten. Sie hatten Gladys Schlüsselbund an sich genommen. Und schon der fünfte Schlüssel, den sie probierten, war der richtige.

In der Wachstube ihres Blocks war niemand. Nachts taten hier nur zwei Aufseher Dienst – Stoller und Capp. Diese beiden waren zurzeit jedoch verhindert.

Dann eilten sie den Korridor entlang, der zum Treppenabgang führte. Wiederum begegnete ihnen niemand. Und das Glück blieb ihnen auch treu, als sie die Treppe hinunterstiegen und den Gefängnishof erreichten. Sie sahen das Eisentor, hinter dem die Freiheit lag.

Jetzt hatten sie nur noch eine Schwierigkeit zu überwinden: den Doppelposten der Torwache.

Bevor sie auf den Hof hinaustraten, nahmen sie die erbeuteten Pistolen zur Hand und entsicherten sie. Und sie waren bereit, von den Waffen rücksichtslos Gebrauch zu machen, wenn sich die Notwendigkeit dazu ergeben sollte.

Entschlossen marschierten sie los, in ganz normalem Schritttempo, um sich nicht vorzeitig bei den Torwärtern verdächtig zu machen.

Die Dienstmützen hatten sie so tief wie möglich in die Stirn gezogen.

Bis auf knapp zehn Yards hatten sie sich dem Wachhaus genähert.

Da trat einer der Posten nach draußen und blickte ihnen entgegen.

»Hey, was wollt ihr denn hier?«, rief ihnen der Mann zu. Offenbar hatte er sie noch nicht erkannt.

Taylor und Carrington antworteten nicht, gingen weiter auf das Wachhaus zu. Die Pistolen hielten sie so, dass der Posten sie nicht sehen konnte.

Aber dessen Argwohn war jetzt doch erwacht. Er drehte sich fast ruckartig um und wollte wieder im Wachhaus verschwinden. Das durften die beiden Ausbrecher nicht zulassen. Nur zu gut wussten sie, dass die Wärter im Inneren des kleinen Baus so sicher waren wie in einem Fort. Stahltüren und Panzerglas sorgten dafür.

Eric Taylor explodierte förmlich. Er sprang nach vorne wie ein angreifender Tiger.

Der Posten hatte jetzt erkannt, dass sein Argwohn nur allzu berechtigt war. Schon stand er im Türrahmen und schlüpfte hindurch.

Bevor er die Tür jedoch zuschlagen konnte, war Taylor heran. Mit seinem ganzen Körpergewicht warf sich der Ausbrecher gegen die Stahltür. Ein wilder Schmerz durchzuckte seine Schulter. Aber das nahm Taylor gerne in Kauf. Es war ihm gelungen, in das Wachhaus einzudringen.

Der Wärter, der nach draußen getreten war, hatte die Tür vor den Kopf bekommen und stürzte zu Boden. Der andere stieß einen Schrei aus und langte nach seiner Dienstwaffe.

Taylor gab ihm keine Chance, schoss sofort. Stöhnend brach der Mann zusammen.

Leise fluchte Taylor vor sich hin. Der peitschende Knall des Pistolenschusses war in der Stille der Nacht weithin hörbar gewesen. Jeden Augenblick konnte der Alarm losheulen.

Auch Dennis Carrington war jetzt zur Stelle. Der zweite Wärter versuchte, wieder auf die Füße zu kommen. Carrington versetzte dem

Mann einen Fußtritt, der ihn wieder zurückschleuderte. Dann drehte er schnell seine Pistole um und schmetterte dem Wärter den Griff auf den Kopf. Sofort verlor dieser das Bewusstsein.

Eric Taylor war indessen nicht untätig gewesen. Er hatte ein Schlüsselbund in der Wachstube gefunden. Mit einem der Schlüssel musste das Eisentor zu öffnen sein. Die Frage war nur, mit welchem.

Für langes Ausprobieren blieb wahrscheinlich keine Zeit. Taylor beugte sich deshalb über den Mann, den er niedergeschossen hatte.

Der Wärter hatte die Kugel in die Schulter bekommen. Er blutete stark und stöhnte. Aber er war bei vollem Bewusstsein.

»Welcher davon ist der Torschlüssel?«

Der Wärter antwortete nicht, blickte Taylor nur mit einer Mischung aus Schmerz und Hass an.

Taylor stieß ihn unsanft mit der Fußspitze an. »Los, antworte, sonst mache ich dich ganz aus!«

Das Gesicht des Wärters verzerrte sich. »Ihr kommt nicht weit«, presste er mühsam hervor. »Sie werden euch jagen und…«

»Lass das unsere Sorge sein, Brother«, schnitt ihm Taylor das Wort ab. »Also?«

Und als der Gefängnisbeamte noch immer mit der Antwort zögerte, drückte ihm Taylor die Mündung der Pistole gegen die Stirn.

»Ich zähle jetzt bis drei. Eins, zwei…«

Der Wärter gab auf und sagte seinem Peiniger, was dieser wissen wollte.

Jetzt geschah das, was Taylor schon die ganze Zeit über befürchtet hatte. Die Alarmsirenen jaulten los. Gleichzeitig, das wusste Taylor, wurde auch im Polizeipräsidium von Perth der Alarm ausgelöst.

»Nichts wie weg!«, stieß Taylor hervor.

Er versetzte dem Angeschossenen noch einen Hieb mit der Pistole und rannte dann aus dem Wachhaus. Dennis Carrington folgte ihm auf dem Fuße.

Drüben am Hauptgebäude, am gegenüberhegenden Ende des Hofes, wurden jetzt mehrere Gefängnisbeamte sichtbar. Scheinwerfer flammten auf, tasteten über den Hof und erfassten die beiden Ausbrecher.

»Stehen bleiben!«

Die Beamten setzten sich in Bewegung.

»Halte sie auf!«, raunte Eric Taylor seinem Komplizen zu. Dann rannte er auf das Tor zu.

Dennis Carrington schoss. Mehrmals kurz hintereinander drückte er ab.

Die Wärter spritzten zur Seite, suchten Schutz außerhalb des Scheinwerferlichts. Und sie schossen zurück.

Carrington warf sich zu Boden, um nicht getroffen zu werden.

Taylor fluchte, als ein Projektil haarscharf an seinem Kopf vorbeipfiff. Die Kugel traf das Eisentor und surrte als Querschläger davon.

Dann hatte Taylor das Tor aufgesperrt. Er öffnete es so weit es nötig war, um sich hindurchquetschen zu können.

»Komm!«, rief er seinem Komplizen zu und schlüpfte nach draußen.

Dennis Carrington robbte über das Pflaster des Gefängnishofes.

Ein paar Augenblicke später war er ebenfalls außerhalb des Knastbereichs.

Taylor hatte den Schlüssel nicht von innen stecken gelassen, sondern wieder abgezogen. Jetzt zog er das Tor zu und schloss von außen ab. Anschließend waren die beiden Ausbrecher in der Dunkelheit der Nacht untergetaucht.

***

Mike Hunter hatte im Laufe des Abends eine ganze Menge getrunken. Er war zwar weit davon entfernt, betrunken zu sein, aber so ganz sicher fühlte er sich doch nicht mehr auf den Beinen. Rechtschaffene Müdigkeit hatte von ihm Besitz ergriffen. Auf King's Castle angekommen, zog er sich deshalb sehr schnell mit Damona in das gemeinsame Schlafzimmer zurück. Nachdem er sich ins Bett gelegt hatte, war er innerhalb kürzester Zeit eingeschlafen.

Etwa drei Stunden weilte er im Reich der Träume. Dann wachte er wieder auf.

Zuerst wusste er gar nicht so genau, wo er sich eigentlich befand.

Sein Schädel brummte leicht, und es war ihm auch ein bisschen schwindlig. Er brauchte ein paar Sekunden, um sich zurechtzufinden. Dann war ihm klar, dass ihn irgendetwas aufgeweckt hatte. Ein Geräusch, wenn er sich nicht allzu sehr irrte.

Schlaftrunken tastete er nach Damona, die neben ihm liegen musste.

Seine suchende Hand ging ins Leere!

Jetzt richtete sich Mike im Bett auf. Ziemlich schnell wurde er hellwach.

»Damona?«

Er bekam keine Antwort.

Mit gerunzelter Stirn streckte er die Hand aus, um die Nachttischlampe anzuknipsen. Lichtschein flammte auf.

Damona lag tatsächlich nicht im Bett. Dennoch sah Mike Hunter sie sofort.

Seine Freundin war aufgestanden, hatte den großen Schlafraum durchquert. Sie legte gerade die Hand auf die Klinke der Tür, die nach draußen auf den Korridor führte.

»Damona!«

Abermals rief Mike das Mädchen an, und abermals erhielt er keine

Antwort. Damona nahm von seinem Zuruf überhaupt keine Notiz.
Ja, sie schien ihn nicht einmal gehört zu haben.
Sie öffnete die Schlafzimmertür und trat in den Flur hinaus. Dann sah Mike nur noch, wie sich die Tür wieder schloss. Damona war gegangen.
Mike Hunters Stirnrunzeln verstärkte sich. Verdammt, da stimmte doch etwas nicht! Wo wollte Damona zu nachtschlafender Zeit hin?
Bestimmt nicht zur Toilette. Das Bad war nämlich durch eine andere Tür unmittelbar mit dem Schlafzimmer verbunden.
Der letzte Zipfel Schläfrigkeit war mittlerweile von Mike gewichen. Und auch das leichte Schwindelgefühl hatte sich verflüchtigt.
Er war voll da.
Entschlossen schlug er die Decke zurück, und schwang die Beine aus dem Bett. Er wollte sehen, wohin Damona ging. Ohne noch länger zu zögern, sprang er aus dem Bett und eilte zur Tür. Im nächsten Augenblick stand er draußen auf dem Korridor.
Da war Damona…
Sie schritt den hohen Flur entlang, wollte offenbar zur Treppe.
Und ihr Gang hatte ohne jeden Zweifel etwas Eigenartiges an sich.
Sie wirkte auf Mike wie eine Schlafwandlerin, die sich gar nicht bewusst ist, was sie tut.
Hatte Damona einen Anfall von Mondsüchtigkeit erlitten? fragte sich Mike.
Er ließ den Gedanken sofort wieder fallen. Das war ja lächerlich!
Damona war ebenso wenig mondsüchtig wie er selbst. Stattdessen kam ihm jedoch ein anderer Gedanke. Ein Gedanke, der ihn zutiefst erschreckte. Vor ein paar Monaten war Damona von der altägyptischen Göttin Bastet und einer ihrer Dienerinnen besessen gewesen.
Die Höllenweiber hatten sich ihres Körpers bedient, hatten ihn gegängelt wie ein Puppenspieler die Marionette. Und Damona war längere Zeit nicht in der Lage gewesen, sich gegen diesen Missbrauch zu wehren.
War es jetzt wieder passiert? fragte sich Mike mit aufkeimender Verzweiflung. Hatte die unselige Katzengöttin aus dem alten Theben den Körper seiner Freundin wieder übernommen?
Während Mike diese Überlegungen durch den Kopf schossen, hatte Damona das Ende des Korridors erreicht. Sie bog um die Ecke und entschwand seinen Blicken.
Mike setzte sich wieder in Bewegung, eilte den Flur ebenfalls hinunter. An der Treppe holte er das Mädchen ein.
»Damona!«
Sie reagierte immer noch nicht. Das überraschte Mike jetzt allerdings nicht mehr.

Zum ersten Mal sah er ihr Gesicht. Es war starr und völlig ohne jeden Ausdruck, ließ Mike an eine Maske denken. Ihre Augen waren starr geradeaus gerichtet, ihr Blick verlor sich irgendwo in unbestimmter Ferne. Mike hatte den Eindruck, dass sie ihre Umgebung überhaupt nicht sah.

Dennoch war ihr Schritt fest und unbeirrt. Sie ging die Treppenstufen hinunter, ohne auch nur ein einziges Mal ins Straucheln zu geraten.

Mike eilte an ihr vorbei, stellte sich ihr dann drei Treppenstufen tiefer in den Weg.

»Damona!«

Ihr Blick ging durch ihn hindurch, als existiere er überhaupt nicht.

Und doch musste sie auf irgendeiner Ebene Notiz von seiner Gegenwart genommen haben. Ohne dass sich an ihrem Augen- und Gesichtsausdruck etwas änderte, wich sie ihm aus, machte einen Bogen um ihn herum und schritt dann weiter die Treppe hinunter.

Jetzt war Mike klar, dass er zu handfesteren Maßnahmen greifen musste. Er wusste, dass er dabei vielleicht ein Risiko einging. Damona war die Tochter einer Hexe und verfügte über starke magische Fähigkeiten, die sie allerdings nur unter bestimmten Voraussetzungen einsetzen konnte. Bewusst oder unbewusst, das spielte keine Rolle. Wenn diese Voraussetzungen jetzt gegeben waren, konnte es ihm unter Umständen sehr übel ergehen. Mit Schaudern erinnerte sich Mike daran, dass ihn Damona fast umgebracht hätte, als sie im Banne der Katzengöttin Bastet stand. Dennoch wagte er es. Damona hatte inzwischen das Zwischenpodest der Treppe erreicht. Da stand Mike wieder neben ihr. Er umfasste sie mit beiden Armen und hielt sie fest. Dann schüttelte er sie wie einen jungen Obstbaum.

»Damona, komm doch zu dir!« Überraschend trat das ein, was er eigentlich gar nicht erwartet hatte. Er war auf eine Para-Attacke vorbereitet gewesen. Aber diese blieb aus. Stattdessen hing Damona in seinen Armen wie eine bewegungsunfähige Puppe. Aber nur für ein paar kurze Augenblicke. Dann regte sie sich wieder. Und zwar wie jemand, der aus einem tiefen Schlaf erwacht. Ihr Gesicht verlor diese beängstigende Starre, nahm Ausdruck an. Und in ihre Augen trat Leben.

Sie blickte Mike an. »Mike, was…« Fast heftig befreite sie sich aus seinen Armen. Verblüffung und Erstaunen zeichneten sich auf ihren Gesichtszügen ab.

»Was tun wir hier auf der Treppe?«

Große Erleichterung erfüllte Mike Hunter. Damona war wieder sie selbst, war wieder Herrin ihres Tuns. Der fremde Einfluss, unter dem sie gestanden haben musste, war von ihr gewichen.

»Was wir hier tun?«, wiederholte Mike. »Das frage ich dich, meine Liebe! War es Bastet?«

»Bastet?«

»Nun, ich dachte«, meinte Mike. Er sah keinen Grund, warum er Damona noch länger im unklaren über die Dinge lassen sollte, die er beobachtet hatte. So erzählte er ihr alles.

Damona hörte ihm gespannt zu. Es war ganz offensichtlich, dass sie nichts wusste. Nachdem Mike zum Ende gekommen war, schüttelte sie den Kopf.

»Nein, es war nicht Bastet. Als die Göttin meinen Körper beherrschte, war ich völlig Herr meines Ichs. Ich sah, hörte und fühlte alles, was Bastet tat. Ich war sozusagen in den Hintergrund meines eigenen Bewusstseins abgedrängt worden. Diesmal jedoch war es ganz anders. Ich weiß nichts, kann mich auch an nichts erinnern. Das heißt…«

Ein sehr nachdenklicher Zug huschte auf einmal über ihr ebenmäßiges Gesicht. Ganz so erinnerungslos, wie sie zuerst gedacht hatte, schien sie doch nicht zu sein.

»Das heißt?«, echote Mike.

»Der Dudelsack«, erwiderte Damona gedehnt. »Mir ist, als würde ich noch immer diese eigenartige Melodie hören…«

Mike wusste sofort, was sie meinte: die seltsame Weise, die der rätselhafte alte Mann zum Abschluss des Sommerfestes in Marnockfearn gespielt hatte.

»Es war wie ein… Lockruf«, sprach Damona weiter. »Wie ein Aufruf, ein Zwang, ihr zu folgen!«

»Wohin zu folgen?«, fragte Mike mit gefurchter Stirn.

»Ich weiß nicht.«

Damona schloss die Augen, dachte angestrengt nach. Aber es kam nichts dabei heraus.

»Nein, ich kann mich an nichts Genaues erinnern. Aber ich bin mir jetzt doch ziemlich sicher: Es war ein Nachhall dieser Dudelsackweise, die mich beeinflusst hat. Es war so etwas wie… Hypnose! Verstehst du?«

»Nein«, antwortete Mike. »Auf mich hat das Gedudel ganz bestimmt nicht… lockend gewirkt. Ganz im Gegenteil – ich fühlte mich davon eher abgestoßen. Na ja, wie dem auch war – jetzt fühlst du dich jedenfalls nicht mehr … angelockt, oder?«

»Nein.«

»Okay«, lächelte Mike, »dann kann ich dich vielleicht jetzt locken – zurück ins Bett, einverstanden?«

Damona hatte nichts dagegen.

***

Unweit des Gefängnisgebäudes knackten Eric Taylor und Dennis Carrington ein am Straßenrand parkendes Auto. Mit Bedacht wählten sie einen möglichst unauffälligen Wagen aus – einen Mini älteren

Baujahrs und klapprigen Aussehens. Die Karre kurzzuschließen und in Gang zu bringen, war ein Kinderspiel.

Schon nachdem sie wenige hundert Yards gefahren waren, stockte ihnen unwillkürlich der Atem. Die Sirenentöne eines Polizeiwagens drangen an ihre Ohren, kamen näher und näher.

Und dann sahen sie das Polizeifahrzeug auch schon. Es kam ihnen genau entgegen.

Dennis Carringtons Hände verkrampften sich um das Steuerrad.

Eric Taylor aber blieb ganz ruhig. Er holte die Pistole hervor und machte sie schussbereit. Nur über seine Leiche würden die Cops es schaffen, ihn in den Knast zurückzubringen.

Ein paar Augenblicke später war der Streifenwagen mit dem Mini auf einer Höhe.

Und fuhr mit eingeschalteter Festbeleuchtung und Musik weiter, ohne von den beiden Ausbrechern Notiz zu nehmen. Klarer Fall, die Bullen wollten zum Gefängnis, und zwar schnell und ohne Aufenthalt.

»Idioten!«, lachte Eric Taylor heiser.

Carrington steuerte den Wagen in Richtung der südwestlichen Ausfallstraßen. Ihr Ziel war es, sich nach Glasgow durchzuschlagen.

In der Millionenstadt hatten sie die beste Chance, unterzutauchen.

Aber bis dahin lag noch ein gehöriges Stück Weg vor ihnen.

Auf den nächtlichen Straßen von Perth war es ruhig, sehr ruhig.

Fußgänger ließen sich praktisch überhaupt nicht blicken. Und Autos kamen auch nur gelegentlich. Das war den beiden Ausbrechern gar nicht recht. Die Gefahr, dass sie auffielen, war dadurch ziemlich groß. Zudem wurde ganz in der Nähe wieder eine Polizeisirene laut.

Carrington bog schnell in eine dunkle Seitenstraße ein, um dem Streifenwagen nicht zu begegnen.

»Es kann gar nicht mehr lange dauern, dann haben die Pigs eine Großfahndung nach uns in Gang gebracht«, sagte er sorgenvoll.

»Yeah«, stimmte ihm Taylor zu.

»Aber damit haben sie uns noch lange nicht!«

Wenig später hatten die beiden Ausbrecher den Außenbezirk von Perth erreicht. Die Häuser standen nur noch vereinzelt, kleinere Gewerbebetriebe überwogen.

»Vielleicht sollten wir hier irgendwo einbrechen und uns mit neuen Klamotten versorgen«, überlegte Taylor. »Mit diesen Wärteruniformen fallen wir wirklich sofort auf.«

»Das hält uns nur auf«, widersprach Carrington. »Wir sollten zunächst einige Meilen zwischen Perth und uns legen!«

»Auch wieder richtig.«

Jetzt waren sie auf der Schnellstraße, die nach Süden führte. Carrington trat das Gaspedal voll durch. Allzu schnell wurde der Mini dadurch allerdings nicht.

»Scheißkiste«, murmelte Carrington. »Wir hätten uns besser einen soliden Jaguar geschnappt.«

Perth blieb zurück. Links und rechts der Fahrbahn erstreckten sich mittlerweile Felder und Wiesen. Ab und zu kam ihnen ein vereinzeltes Fahrzeug entgegen, und zweimal wurden sie auch überholt. Diese Begegnungen waren immer mit unangenehmem Nervenstress verbunden. Dieser war bisher allerdings unbegründet, denn bei den anderen Wagen handelte es sich nicht um Polizeifahrzeuge.

Schließlich kam die nächste Ortschaft in Sicht.

»Ich glaube, hier können wir es riskieren, uns neu auszustaffieren«, meinte Taylor. »Schätze, das Ärgste liegt jetzt hinter uns.«

Aber dann zeigte sich schnell, dass er zu optimistisch gewesen war. Kurz bevor die ersten Häuser der Ortschaft erreicht waren, passierte es.

Auf dem rechten Randstreifen hatte die ganze Zeit über ein Wagen gestanden. Ohne Licht. Nun jedoch flammten die Scheinwerfer auf einmal auf. Und auch die Lampe, die den Wagen als Polizeifahrzeug identifizierte, leuchtete auf.

»Verflucht!«, grollte Taylor.

Der Fluch war nur allzu berechtigt. Zwei Polizisten waren auf die Fahrbahn getreten. Rot blinkten die Haltekellen, die sie in den Händen hielten.

Dennis Carrington nahm den Fuß vom Gaspedal. Damit aber war sein Komplize ganz und gar nicht einverstanden.

»Tritt drauf, Mensch!«, bellte er. »Vollgas! Fahr die Pigs über den Haufen!«

Carrington sah ein, dass er Recht hatte. Die Fahrzeugkontrolle konnten sie nicht unbeschadet überstehen. Es gab wirklich nur die Flucht nach vorne.

Gas!

Der Mini war nicht gerade das, was man als einen Kampfwagen bezeichnen konnte. Aber wenn er mit mehr als hundert Sachen angebraust kam, war es nicht empfehlenswert, sich ihm in den Weg zu stellen.

Die Polizisten waren keine Helden. Und sie waren auch keine Selbstmörder. Sie machten einen wilden Satz zur Seite.

Die beiden Ausbrecher jagten an ihnen vorbei. Der Wagen fuhr weiter in Richtung der Ortschaft.

»Gut gemacht!«, lobte Eric Taylor seinen Fluchtgefährten. »Hast du gesehen, wie die Schweine gehüpft sind?« Er lachte auf. Dennis Carrington konnte die Heiterkeit seines Komplizen nicht teilen. Er hielt den Rückspiegel im Auge. Und das, was er befürchtet hatte, geschah auch bereits. Die Polizisten sprangen in ihren Wagen. Die Sirene heulte los. Schon setzte sich das Fahrzeug in Bewegung. Die

Pigs hatten die Verfolgung aufgenommen.

Die Schnellstraße führte nicht unmittelbar durch die Ortschaft, sondern daran vorbei. Aber es gab eine Abzweigung, über die man in den Ort hineingelangte.

»Fahr da rein!«, sagte Eric Taylor, als die Scheinwerfer des Mini das Richtungsschild erfassten. »Der Streifenwagen ist viel schneller als unsere Karre. Wenn wir auf dieser Straße bleiben, haben sie uns in wenigen Augenblicken eingeholt.«

»Das tun sie so oder so«, gab Carrington nervös zurück. »Auch in der Ortschaft!«

»Schon möglich. Aber zwischen den Häusern haben wir eine größere Chance, sie abzuschütteln.«

Dennis Carrington wusste zwar nicht genau, wie sich sein Komplize das vorstellte. Aber er kam dessen Aufforderung nach und lenkte den Mini von der Schnellstraße. Nach einer lang gezogenen Kurve fuhr er in den Ort ein.

Für ein paar Augenblicke war von dem Streifenwagen nichts mehr zu sehen. Dann tauchten seine Scheinwerfer wieder im Rückspiegel des Mini auf.

»Was habe ich gesagt?«, knurrte Carrington. »Das sind die Kerle bereits!«

»Mach dir nicht in die Hose«, erwiderte sein Fluchtgefährte anzüglich.

»Fahr um die nächste Ecke und halte an!«

»Was?«

»Tu, was ich sage!«

Dennis Carrington wusste zwar noch immer nicht, was sein Komplize vorhatte. Aber er hatte Eric Taylor während ihres gemeinsamen Zellenaufenthalts als einen eiskalten, cleveren Burschen kennen gelernt. Taylor wusste sich zu helfen. Der gelungene Ausbruch war der beste Beweis dafür. Carrington machte sich nichts vor: Allein hätte er es nicht geschafft, aus der Strafanstalt zu entfliehen. Ja, er wäre nicht einmal auf den Gedanken gekommen, es überhaupt zu probieren. Er war also gut beraten, wenn er auf die Ideen seines Fluchtgefährten einging.

Deshalb tat er, was Taylor sagte. Er steuerte den Mini auf die Durchgangsstraße des Ortes. Und nachdem diese einen Linksknick machte, trat er auf die Bremse und hielt an.

»Licht aus!«, kommandierte Taylor.

»Motor auch?«

»Nein! Wir fahren gleich weiter.«

Die letzten Worte sagte Taylor, während er die Beifahrertür aufstieß und nach draußen sprang. Die entsicherte Pistole hielt er dabei in der Faust.

In der Ortschaft war alles ruhig. Sämtliche Bewohner schienen zu schlafen. In keinem der Häuser in der Nähe schien Licht. Nur eine Laterne, die etwa zwanzig Yards von dem haltenden Mini entfernt stand, sorgte für matte Beleuchtung.

Eric Taylor bezog in geduckter Körperhaltung Stellung. Gleich mussten die Polizisten kommen.

Und da kamen sie auch schon. Die Sirene wurde lauter, und auch die Motorgeräusche waren bereits hörbar. Der Fahrer des Streifenwagens fuhr so schnell, wie es die Straßenverhältnisse zuließen.

Dann hörte Taylor das Quietschen der Bremsen, als der Fahrer vor der Kurve mit der Geschwindigkeit heruntergehen musste. Diese Kurve verlief fast rechtwinklig. Mit mehr als Tempo zwanzig konnte sie nicht bewältigt werden.

Jetzt bog das Polizeifahrzeug um die Ecke.

Eric Taylor stand nicht mehr als drei Schritte entfernt. Blitzschnell riss er die Pistole hoch und feuerte.

Aus dieser kurzen Distanz war das Zielen nicht schwierig. Selbst ein Mann mit Augenbinde hätte wahrscheinlich getroffen.

Die erste Kugel zerschmetterte die Windschutzscheibe, verwandelte sie in ein Spinnennetz. Die nächsten Projektile galten den Scheinwerfern. Das Licht erlosch. Und um ganz sicher zu gehen, schoss Taylor auch noch auf die Vorderreifen des Streifenwagens.

Der Erfolg seines Feuerüberfalls, der die Polizisten vollkommen überrascht hatte, blieb nicht aus.

Der Fahrer verlor die Gewalt über das Steuer. Obwohl die Geschwindigkeit nur mäßig war, flog der Wagen aus der Kurve, geriet gegen den Bordstein und prallte dann mit der Längsseite gegen eine Hauswand.

Zu diesem Zeitpunkt saß Eric Taylor wieder neben Carrington im Mini.

»Los, ab durch die Mitte!«

Dennis Carrington warf den ersten Gang hinein und gab Gas. Die ersten fünfzig Yards fuhr er ohne Licht. Dann erst wagte er es, die Scheinwerfer wieder einzuschalten.

Die nächste Kurve nahte. Zurückblickend konnten die beiden Ausbrecher nichts von den Polizisten sehen. Ganz offensichtlich war es ihnen noch nicht gelungen, sich aus ihrem blinden und verbeulten Fahrzeug zu befreien.

In einigen Häusern flammte jetzt Lichtschein auf. Das Krachen der Schüsse, die Sirene und der Unfall des Polizeifahrzeugs hatten die Bewohner aus dem Schlaf gerissen. Einige besonders Schnelle zeigten sich bereits an den Fenstern.

Dennis Carrington kümmerte sich nicht um die Neugierigen. Er preschte durch die Ortschaft, wobei ihm die gute Straßenlage des Mini

sehr zustatten kam. Wenig später blieben die Häuser zurück.

Carrington wollte auf die Schnellstraße zurückkehren. Aber Eric Taylor war dagegen.

»Wir müssen umdisponieren«, sagte er. »Die Pigs haben garantiert längst Verstärkung über Funk herbeizitiert. Und sie wissen jetzt, in welche Richtung wir fliehen wollen. Wir können mit großer Sicherheit davon ausgehen, dass sie eine Sperre auf der Schnellstraße aufbauen. Weit dürften wir da nicht mehr kommen.«

»Also nicht nach Glasgow?«

»Nein. Wir schlagen uns seitwärts in die Felder und versuchen, in die Highlands zu gelangen. Was hältst du von den Grampian Mountains?«

»Ein bisschen öde«, erwiderte Carrington missvergnügt.

»Nicht so öde wie im Knast!«

Diesem Argument konnte sich Dennis Carrington nicht verschließen.

***

Nachdem Damona King und Mike Hunter in ihr Schlafzimmer zurückgekehrt waren, legten sie sich nicht sofort wieder zum Schlafen hin. Damonas seltsamer Trancezustand beunruhigte sie beide doch sehr.

Die Herrin von King's Castle saß auf der Bettkante und nagte nachdenklich an der Unterlippe.

»Dieser alte Dudelsackpfeifer«, murmelte sie. »Er kam mir gleich irgendwie… unheimlich vor.«

Mike Hunter stand am Fenster und blickte auf den nachtdunklen Schlosshof hinab. Jetzt drehte er sich zu seiner Freundin um.

»Glaubst du, dass er über irgendwelche dämonischen Kräfte verfügte? Wenn ich mir überlege, wie schnell es ihm gelang, die Stimmung beim Sommerfest auf Null zu bringen… Da muss doch der Teufel seine Hand im Spiel gehabt haben!«

Er meinte das mehr im Scherz. Aber Damona kannte ihn gut genug, um zu erkennen, dass seine Spekulation durchaus einen ernsthaften Hintergrund hatte. Auch sie war schon auf den Gedanken gekommen, dass der Pfeifer sich magischer Mittel bedient hatte. Ihr rätselhafter Marsch durch das nächtliche Castle hatte ganz gewiss keine natürliche Ursache gehabt. Und wenn natürliche Ursachen ausschieden, blieben nur noch übernatürliche übrig.

Damona ärgerte sich über sich selbst. Im Traum hatte sie nicht damit gerechnet, dass es bei dem harmlosen Sommerfest zu irgendwelchen Phänomenen kommen würde, die außerhalb des Normalen lagen. Deshalb hatte sie auch darauf verzichtet, den magischen Stein ihrer Mutter anzulegen. Wenn sie ihn getragen hätte, währe ihr die wahre Natur des Pfeifers vielleicht offenbart worden.

Sie stand jetzt auf und ging zu der Kommode hinüber in der sie den

Stein aufbewahrte. Sie nahm ihn aus dem Schmuckkästchen und legte sich die schmale Goldkette um den Hals, an dem er befestigt war. Matt glänzte der schwarze Stein im Dekolletee ihres Negligees. Damona konzentrierte sich.

Aufmerksam betrachtet Mike Hunter seine Freundin. Er wusste, dass sie jetzt versuchte, Verbindung mit ihrer verstorbenen Mutter im Jenseits aufzunehmen. Des öfteren schon hatte sie bei diesen Kontakten zwischen der diesseitigen und der jenseitigen Welt Warnungen und auch Hilfe von der weißen Hexe Vanessa King empfangen. Nach einigen Minuten öffnete Damona wieder die Augen, die sie vorher geschlossen hatte.

»Und?«, fragte Mike.

Damona schüttelte den Kopf. »Es ist keine Verbindung zu Stande gekommen. Wahrscheinlich stehen die magischen Zeichen schlecht. Oder aber meine Mutter antwortet nicht, weil sie erkannt hat, dass keine Gefahr für mich besteht.«

»Na, Gott sei Dank«, sagte Mike. »Dann können wir uns ja beruhigt wieder ins Bett legen, oder?«

Damona wollte gerade zustimmen, als sie auf einmal ein Geräusch hörte. Es war unten im Schlosshof aufgeklungen.

Auch Mike saß nicht auf seinen Ohren. Er hatte es im selben Augenblick gehört wie sie. Schon blickte er durch das Schlafzimmerfenster nach draußen.

Im Lichtschein der Hofbeleuchtung sah er einen Mann. Stirnrunzelnd wandte er sich zu Damona um. »Sieht so aus, als ob du nicht der einzige Schlafwandler in dieser Nacht bist!«

Damona trat an seine Seite, blickte ebenfalls aus dem Fenster.

»Das ist ja Harvey!«, rief sie erstaunt aus. Nach ein paar Augenblicken fügte sie hinzu: »Aber er macht nicht den Eindruck eines Schlafwandlers. Er scheint vielmehr etwas zu suchen!«

Mike Hunter öffnete das Fenster, beugte sich hinaus. Dann rief er den Gast aus Amerika an.

Die Reaktion Harvey Lowells war anders als jene, die Damona vorhin an den Tag gelegt hatte. Der Amerikaner blieb stehen und blickte sofort zum Fenster hoch.

»Hallo, Mike!«

»Hast Recht«, raunte dieser Damona zu. »Er scheint vollkommen klar zu sein.«

»Sage ich doch!«

Mike beugte sich wieder nach draußen. »Was ist los, Harvey? Kleiner Nachtspaziergang, um den Alkohol aus dem Leib zu kriegen?«

»Nein!«

»Sondern?«

»Ich suche meine Frau«, rief Harvey Lowell nach oben. »Sie ist…

verschwunden!«
Mike tauschte einen schnellen Blick mit Damona. »Warte«, rief er anschließend dem Amerikaner zu, »wir kommen runter.«
Damona und er warfen sich hastig die Morgenmäntel über und eilten dann in den Schlosshof hinunter. Harvey Lowell wartete am Eingangsportal auf sie. Er hatte sich ebenfalls nur notdürftig bekleidet und trug einen leichten Regenmantel über dem Pyjama. Von der leichten Trunkenheit, die er vom Sommerfest mit zum Castle zurückgebracht hatte, war nichts mehr zu spüren. Nervosität und Besorgnis überschatteten sein Gesicht.
»Erzähle, Harvey«, forderte Damona ihn auf.
»Es gibt da nicht viel zu erzählen«, antwortete der Amerikaner.
»Ich wachte vorhin auf und verspürte ein unangenehmes Brennen in der Kehle. Na ja, ich wollte einen Schluck Wasser trinken und stand auf. Und als ich dann das Licht einschaltete, sah ich, dass Vonda nicht mehr in unserem Zimmer war. Ich wartete ein paar Minuten, aber sie kam nicht. Dann habe ich mich auf die Suche nach ihr gemacht – zuerst im Haus, dann hier draußen. War ja immerhin möglich, dass sie ein bisschen frische Luft schnappen wollte. Aber wie es aussieht…« Er sprach nicht weiter, hob nur hilflos die Schultern.
»Wann war das?«, fragte Damona. »Ich meine, wann hast du Vonda vermisst?«
»Ich weiß nicht genau. Vor einer guten Viertelstunde, würde ich sagen.«
»Hm«, machte Damona nachdenklich.
Mike Hunter wusste, was sie dachte. Es mochten etwa dreißig Minuten vergangen sein, seit sie selbst mit unbekanntem Ziel durch das Castle gewandert war. Durchaus möglich also, dass Vonda Lowell ungefähr zur gleichen Zeit ihr Zimmer verlassen hatte. Die Parallele bot sich geradezu an.
Damona berichtete ihrem Gast aus New York von ihrem eigenen
»Spaziergang«. Und sie erwähnte dabei auch ihre schwache Erinnerung an die Dudelsackklänge.
Verständnislos blickte Harvey Lowell sie an. »Eine unmelodiöse Musik, die noch nach Stunden Menschen veranlassen soll, wie Mondsüchtige durch die Gegend zu laufen? Das gibt es nicht!«
»Es gibt viele Dinge, die es eigentlich nicht gibt. Dinge, die der so genannte gesunde Menschenverstand nicht begreifen kann…«
Mike fing Damonas warnenden Blick auf und schwieg. Harvey Lowell war ein nüchterner Mensch, der nicht an Magie, an Geister, Spuk und Dämonen glaubte. Und er wusste selbstverständlich auch nicht, dass Damona selbst im Reiche der Magie eine Rolle spielte.
Das sollte er auch nicht erfahren, denn Damona lag sehr viel daran, dass kein Außenstehender etwas von ihrer Hexenabstammung ahnte.

Deshalb musste Mike vorsichtig sein, mit dem was er sagte.

»Versuchen wir, Vonda zu finden«, machte Damona einen sachlichen Vorschlag.

Und das taten sie dann auch. Zu dritt riefen sie nach der verschwundenen jungen Frau. Vergeblich – es kam keine Antwort von Vonda Lowell. Lediglich der alte Henry, seines Zeichens Butler von King's Castle, erschien auf der Bildfläche. Die Rufe hatten ihn aus dem Schlaf gerissen.

Henry beteiligte sich anschließend an der Suche nach der Amerikanerin – überall im Castle, in den Kellergewölben, in der Familiengruft, in der kleinen Schlosskapelle. Auch außerhalb der Gebäude versuchten Damona und die anderen ihr Glück. Der Schlosshof wurde genauestens abgesucht, anschließend auch das Gelände rund um King's Castle. Aber es fand sich keine Spur von Vonda Lowell. Ihr Mann war schon fast der Verzweiflung nahe.

»Ein Verbrechen!«, stieß er hervor. »Bestimmt ist sie einem Verbrechen zum Opfer gefallen. Kidnapper, Lösegeldgangster…«

»Unsinn!«, sagte Damona entschieden. Sie war hundertprozentig davon überzeugt, dass Harvey Lowell mit diesem Gedanken vollkommen daneben lag. Die Dudelsackmelodie spielte eine entscheidende Rolle beim Verschwinden der jungen Frau, daran zweifelte sie nicht. Was allerdings dahintersteckte wusste sie auch nicht zu sagen.

Noch nicht!

Aber Damona war fest entschlossen, das Rätsel zu lösen. Das war sie Vonda schuldig. Und sich selbst auch.

Dann hatte Mike Hunter eine Idee.

»Euer Hund«, sagte er zu Lowell, »wo ist der jetzt?«

»Oben im Zimmer natürlich.«

»Holen wir ihn herunter! Wenn das Tier Witterung aufnimmt… vielleicht findet es ihre Spur!«

»Natürlich«, sagte der Amerikaner und klatschte sich gegen die Stirn. »Manchmal kommt man auf die naheliegendsten Dinge nicht!«

Er holte den Dackel Emmy aus dem Zimmer, ließ ihn an einem Kleid seiner Frau schnüffeln und löste dann die Leine.

»Such Frauchen, Emmy! Such, such, such!«

Der Dackel war ein intelligentes Tier. Er begriff sofort, was man von ihm wollte. Mit der Nase dicht über dem Boden, lief er über den Schlosshof.

Aber die Hoffnungen erfüllten sich dennoch nicht. Es gab zu viele Spuren auf dem Hof. Von zahlreichen Menschen und auch von Vonda Lowell selbst, die schließlich schon seit mehreren Tagen auf King's Castle weilte und in dieser Zeit den Hof mehr als einmal durchschritten hatte. Als der Hund zum Schluss vor dem Jaguar Halt

machte, mit dem sie vor Stunden zu viert aus Marnockfearn zurückgekommen waren, brachen sie den Versuch als gescheitert ab.

»Es hat keinen Zweck mehr, jetzt noch länger zu suchen«, sagte Mike. »Wir müssen warten, bis es hell wird. Dann werden wir weitersehen. Und vielleicht ist Vonda bis dahin längst wieder da!«

Daran aber glaubte er selbst nicht.

***

Es war eine mehr als mühselige Fahrerei, auf die sich Eric Taylor und Dennis Carrington da eingelassen hatten. Die Straßen, die der Mini entlangholperte, spotteten jeder Beschreibung. Zum Teil waren es gar keine richtigen Straßen, sondern mehr Karrenwege und Pfade für Schafherden. Aber die abseits gelegene Route, die sie gewählt hatten, half ihnen sich still und heimlich aus dem relativ dicht besiedelten Gebiet um Perth abzusetzen. Keine Kontrollen stoppten sie.

Ja, sie waren sich sogar ziemlich sicher, dass überhaupt niemand auf sie aufmerksam wurde.

Trotz der unerfreulichen Wegverhältnisse erreichten sie die Berge ziemlich schnell. Sie ließen den Ben Chonzie links liegen und umfuhren das Wasser des Loch Tay. Danach ging es noch ein Stück weiter in nördlicher Richtung, tiefer in die Grampian Mountains hinein.

Die Landschaft wurde immer einsamer, immer verlassener, immer menschenleerer. Schroffe Berghänge mit spärlichem Baumbewuchs, Heidegebiete und Hochmoore wechselten einander ab. Gelegentlich nur gab es Anzeichen der Zivilisation – kärgliche Felder oder Weiden, ein verschlafenes Dorf, ein Weiler, ein einzelnes Gehöft.

Eins dieser einzelnen Gehöfte, das bis auf eine einzige brennende Außenlampe in völliger Dunkelheit dalag, brachte Eric Taylor auf eine gute Idee.

»Halt mal an«, forderte er seinen Komplizen auf, nachdem der Mini die Gebäude in einer Entfernung von gut hundert Yards passiert hatte. »Vielleicht können wir uns hier ein paar neue Klamotten besorgen. Und ein kleiner Ausflug in die Speisekammer wäre auch nicht schlecht.«

»Ist ‘ne Idee!«

Carrington hielt an und machte Scheinwerfer und Motor aus.

Mehrere Minuten lang beobachteten die beiden Ausbrecher das Gehöft, ohne dass sich dort etwas rührte.

»Okay«, sagte Taylor schließlich, »die scheinen da drüben fest zu pennen. Versuchen wir unser Glück!«

Sie verließen den Mini und näherten sich dann vorsichtig ihrem Ziel. Vorsichtig vor allem deshalb, weil Anwesen dieser Art meistens von einem Hund bewacht wurden.

Dieses anscheinend jedoch nicht. Carrington und Taylor kamen ganz dicht heran, ohne dass ein Köter loskläffte. Und auch ansonsten blieb es im Wohnhaus und in den landwirtschaftlichen Nebengebäuden völlig ruhig.

Der Einbruch selbst stellte die beiden Ausbrecher dann vor keine Probleme. Für einen Spezialisten wie Carrington, der in seiner Karriere schon mehr als einen Safe geknackt hatte, waren das kleine Fische.

Und der Fischzug lohnte sich. Als Carrington und Taylor zehn Minuten später das Haus wieder unbemerkt verließen, hatten sie zwei Plastiktüten mit Lebensmitteln und mehrere Arbeitshosen und Hemden erbeutet.

Wieder beim Mini angekommen, zogen sie sich sofort um. Und sie gönnten sich auch ein Stück Räucherschinken, den sie mit einer halben Flasche Selbstgebrannten Whisky hinunterspülten. Anschließend verstauten sie die Vorratstüten und die abgelegten Wärteruniformen in dem winzigen Kofferraum ihres Wagens und fuhren dann weiter.

Etwas später sagte ihnen ein Hinweisschild, dass sie sich dem Ort Marnockfearn näherten.

»Sicher gibt es in dem Kaff einen guten Gasthof«, sagte Dennis Carrington beinahe sehnsüchtig. »Meinst du nicht, wir könnten es inzwischen riskieren uns ein Zimmer zu nehmen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Eric Taylor blickte auf die Uhr am Armaturenbrett. »Morgens um halb fünf? Geht es nicht noch ein bisschen auffälliger?«

»Was heißt schon auffällig! Perth liegt gut fünfzig Meilen von hier entfernt, und uns vermutet kein Schwein in dieser Gegend.«

Energisch schüttelte Eric Taylor den Kopf. »Kommt überhaupt nicht in Frage. Wir werden nicht das Geringste riskieren. Was sind schon fünfzig Meilen? Wir befinden uns nach wie vor in der Grafschaft Perth. Und du kannst ganz sicher sein, dass sämtliche Polizeiposten in der näheren und weiteren Umgebung über unseren Ausbruch informiert worden sind. Jeder kleine Konstabler wird die Augen aufhalten – auch in diesem Nest Marnockfearn. Nein, vorläufig dürfen wir uns weder in diesem Ort noch in einem anderen blicken lassen.«

»Was tun wir denn? Weiterfahren, bis uns der Sprit ausgeht, und dann heimlich einen Tankwagen klauen? Schließlich dürfen wir uns ja nirgendwo blicken lassen – also auch an keiner Tankstelle.«

»Ziemlich dämlicher Witz, findest du nicht?«, gab Taylor zurück.

»Man kann auch tanken, ohne dass ein Tankwart dabei ist. Aber in einem gebe ich dir Recht. Lange können wir jetzt nicht mehr fahren. In Kürze bricht die Morgendämmerung an, und so lange es hell ist, verstecken wir uns besser irgendwo.«

»Irgendwo?«

»Irgendwo hier in den Bergen, wo garantiert keiner hinkommt. Wir werden schon ein passendes Plätzchen finden. Zu essen und zu trinken haben wir fürs erste. Und pennen können wir auch im Wagen.«

»Klar«, knurrte Carrington, »kein Wagen eignet sich dazu besser als ein Mini.«

Taylor wurde grob. »Was willst du eigentlich, Mann, wieder in den Knast zurück? Ich jedenfalls nicht! Und deshalb machen wir es so, wie ich es sage!«

»Schon gut, schon gut«, lenkte Carrington ein. »Brauchst ja nicht gleich krummer Hund zu sagen.«

Er lenkte den Wagen jetzt von der Landstraße, um nicht durch Marnockfearn hindurchfahren zu müssen. Ein schmaler, aber immerhin befestigter Weg, der gerade breit genug war, um von einem etwas breiteren Pkw befahren zu werden, zweigte noch vor den ersten Häusern des Ortes ab. Marnockfearn lag in einem Tal, und dieser Weg schien wieder geradewegs in die Hochlagen zu führen. Na ja, da wollte Eric Taylor ja sowieso hin.

Nach wenigen Meilen erfassten die Scheinwerfer flüchtig die Umrisse eines Castle. Der Weg, den sie entlangfuhren, schien angelegt worden zu sein, dieses Castle mit der Ortschaft Marnockfearn zu verbinden. Jedenfalls führte er genau darauf zu. Dennis Carrington erkannte das auch gleich und hielt an. Gleichzeitig löschte er die Scheinwerfer, um vom Castle aus nicht gesehen zu werden. Diese Gefahr bestand möglicherweise, denn Teile der Schlossgebäude waren erleuchtet. Außerdem fing es jetzt auch schon an, langsam zu dämmern.

»Shit«, sagte Carrington, »hier kommen wir wohl nicht weiter, wenn wir den Schlossbesitzern nicht geradewegs auf den Hof fahren wollen, oder?«

»Sieht so aus, ja«, knurrte Eric Taylor ärgerlich. »Es sei denn, wir fahren querfeldein.«

»Diese Karre hier ist ein Pkw, kein Landrover«, gab sein Komplize zu bedenken.

Taylor öffnete die Tür. »Warte, ich sehe mal nach, wie die Geländebeschaffenheit ist.«

Er stieg aus und entfernte sich vom Mini. Nach zwei, drei Minuten war er wieder zurück.

»Fünfzig Yards weiter zweigt rechter Hand so eine Art Wanderweg ab«, informierte er Carrington, »Nicht die ideale Fahrbahn, aber auch nicht schlechter als der Feldweg kurz hinter Perth.«

»Na, hoffentlich landen wir da nicht irgendwo in einem Abgrund«, erwiderte dieser. »Aber mir soll's recht sein.«

Ohne die Scheinwerfer einzuschalten, ließ er den Mini wieder anrollen. Taylor hing dabei aus dem heruntergekurbelten Seitenfenster

und gab Anweisungen wie der Beifahrer bei einer Rallye.
Kurz darauf war der Wanderweg erreicht. Carrington bog in ihm ein. Er konnte jetzt auch wieder Licht machen, denn sie waren aus dem Blickfeld des Castle heraus.
Serpentinenartig schlängelte sich der Weg zwischen Felsgestein hindurch. Der Untergrund war miserabel. Überall lagen kleinere und auch größere Brocken herum und brachten den Mini zum Hüpfen. Carrington und Taylor wurden durchgewalkt wie schmutzige Hemden in der Waschmaschine. Aber das nahmen sie ganz gerne in Kauf, da der Wanderweg nicht zur Sackgasse wurde und sie doch ziemlich zügig vom Castle wegführte. Nach einer guten Meile gelangten sie an einen See. Der Weg setzte sich auch jetzt noch fort – am Ufer des Sees entlang. Carrington fuhr weiter.
Bald stellte sich heraus, dass die Uferstrecke wohl doch kein Weg im eigentlichen Sinne war. Er schien natürlichen Ursprungs zu sein, möglicherweise das längst ausgetrocknete Bett eines kleines Flusses, der hier vor langer, langer Zeit einmal geflossen war. Aber das spielte letzten Endes keine Rolle. In jedem Fall war die Gegend so einsam, dass kaum jemand auf den Gedanken kommen würde, ausgerechnet hier zwei Ausbrecher aus dem Gefängnis in Perth zu suchen.
Die Dämmerung hatte inzwischen Fortschritte gemacht. Der Himmel hellte sich zusehends auf und nahm im Osten eine leichte, rosa Färbung an.
»So«, sagte Eric Taylor schließlich, »ich glaube, es wird langsam Zeit, dass wir uns ein Plätzchen suchen, an dem wir den Tag in aller Ruhe verbringen können.«
Der Platz war bald gefunden – eine Uferstelle zwischen den Felsen, die idealen Sichtschutz bot. Es gab sogar ein Stück Grasfläche und genug Raum, um sich frei bewegen zu können.
Die beiden Männer waren sich schnell einig, dass sie hier bleiben würden.
»Der ideale Platz für ein Picknick am Busen der Natur«, sagte Eric Taylor grinsend. »Kann es etwas Schöneres auf dieser Erde geben?«
»Ich könnte mir einen anderen Busen vorstellen, der mir lieber wäre«, gab Dennis Carrington seufzend zurück. »Nach drei Jahren Knast… Mann!«
»Alles zu seiner Zeit. Wenn die Pigs die Jagd nach uns aufgegeben haben, können wir alles nachholen.«
Carrington stellte den Wagen ab. Dann stiegen die beiden Männer aus. Taylor reckte sich.
»Ah, das tut gut! Dieser Mini ist wie eine verdammte Sardinenbüchse.«
Sein Komplize grinste. »Ich habe ja gleich gesagt, dass wir uns lieber einen Jaguar…«

Er schwieg abrupt und fuhr zusammen. Sein Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an.

»Hast du das gehört?«, flüsterte er.

»Yeah!«

Eric Taylor hatte es ebenfalls gehört.

Töne… sehr seltsame Töne!

Ein näselndes Quäken, das entfernt an Musik erinnerte, die vom Wind verweht wurde.

Und diese geheimnisvollen Töne kamen ganz aus der Nähe. Von jenseits des natürlichen Wegs, auf dem Taylor und Carrington gekommen waren.

Beide Männer blickten in die bewusste Richtung. Sehen konnten sie jedoch nichts. Weniger wegen der Lichtverhältnisse, sondern weil ihnen Felsbrocken die Sicht versperrten.

Nach wie vor waren die seltsamen Töne hörbar. Sie traten jetzt sogar noch etwas deutlicher hervor. Die Ursprungsquelle schien sich ihnen zu nähern.

Eric Taylor war ein Mann, der immer auf Nummer sicher ging. Er griff nach seiner Pistole.

»Sehen wir nach!«

So lautlos wie möglich entfernten sich die beiden Ausbrecher von ihrem Wagen und schlichen geduckt zu den Felsen hinüber.

Und dann sahen sie denjenigen, der für die geheimnisvollen Töne verantwortlich war.

Es war ein alter, seltsam gekleideter Mann. Und dieser Mann hielt einen Dudelsack in den Händen, dem er die Töne entlockte. Er stapfte dahin wie ein Berggeist, blickte dabei weder nach links noch nach rechts. Es war ganz offenbar, dass er *von* der Anwesenheit der beiden Beobachter nichts ahnte und ganz bestimmt nicht wegen ihnen durch die morgendliche Einöde wanderte.

Dennis Carrington schluckte. »Was ist denn das für in komischer Heiliger?«, raunte er seinem Komplizen zu.

Taylor wollte etwas sagen, schluckte die Worte, die ihm auf der Zunge lagen, wieder hinunter. Erst jetzt erkannte er, dass der Mann mit dem Dudelsack nicht allein war.

In einem Abstand von vielleicht zwanzig Yards folgten ihm noch mehrere andere Personen.

Frauen!

Drei, fünf, sechs junge Frauen!

Die beiden Ausbrecher hielten unwillkürlich die Luft an, als sie die äußere Erscheinung der Mädchen in sich aufnahmen.

Zwei von ihnen waren vollkommen nackt. Und auch die anderen vier trugen eine recht spärliche Bekleidung. Nachthemden oder etwas Ähnliches, wie es schien.

»Mensch«, flüsterte Dennis Carrington heiser und leckte sich dabei über die Lippen, »guck dir diese Weiber an! Die kleine Blonde da am Schluss, die würde ich…«

»Schnauze!«, zischte Taylor. »Erkennst du nicht, dass hier irgendwas faul ist?«

Carrington bemühte sich, die Frauen nicht ausschließlich mit den Augen eines ausgehungerten Mannes zu betrachten, der jahrelang im Gefängnis gesessen hatte. Und durch die Brille eines sachlichen Beobachters gesehen, musste er Taylor unbedingt Recht geben.

Keine Frage, mit diesen Frauen stimmte etwas nicht. Es war nicht nur, dass sie in einem Aufzug herumliefen, der allein ins Schlafzimmer passte. Auch die Art und Weise, in der sie sich vorwärts bewegten, war ungewöhnlich.

Sie folgten dem Mann mit dem Dudelsack wie eine… willenlose Herde. Beinahe mechanisch setzten sie Fuß vor Fuß, in eigentümlich starrer Körperhaltung und mit ebenso starren, unbewegten Gesichtern.

»Wie Roboter!«, raunte Carrington.

»Oder wie Schlafwandler!«

Wie der alte Mann an der Spitze nahmen auch die Mädchen keine Notiz von den beiden Beobachtern. Sie schritten einfach vorbei, den Kopf unverwandt nach vorn gerichtet. Wie Schafe, die dem Leittier folgen und sich ansonsten um nichts kümmern.

»Was ist los mit denen?«, fragte Carringtonleise. »Ob der ganze Verein high ist?«

Der Gedanke an Drogen war Eric Taylor auch schon gekommen.

Aber irgendwie glaubte er doch nicht so recht daran. Leute, die sich unter dem Einfluss von irgendwelchen Rauschmitteln befanden, hatten eine Tendenz, sich eher unkontrolliert zu bewegen. Davon aber konnte hier keine Rede sein. Die jungen Frauen bewegten sich durchaus kontrolliert, zu kontrolliert.

»Kennst du die Story vom Rattenfänger von Hameln?«

»Nee! Was hat der Kerl denn nun gefangen – Ratten oder Hammel?«

»Idiot!«, knurrte Taylor. »Ich sagte nichts von Hammeln, sondern von Hameln! Das ist eine Stadt in Germany. Da soll es irgendwann mal einen Mann gegeben haben, der hat die Stadt von der Rattenplage befreit, indem er die Biester mit einer Flöte hinter sich herlockte. Dann aber weigerten sich die Stadtoberen, ihm den versprochenen Lohn zu zahlen.«

»Na und?«, fragte Carrington verständnislos. »Wo soll denn da der Witz liegen?«

»Der Witz kommt gleich«, sagte Taylor. »Also, dieser Rattenfänger von Hameln war so sauer, dass er sich bitter rächte. Statt Ratten lockte er nun die Kinder der Stadt mit seiner Flöte hinter sich her. Wie hypnotisiert von den Flötenklängen folgten ihm die Bälger – bis zu

einem Fluss. Und in diesem ertranken sie alle jämmerlich!«

»Hey«, sagte Dennis Carrington lauter als beabsichtigt. »Du glaubst, der Kerl mit dem Dudelsack lockt die Girls an diesen See hier, und dann stürzen sie sich alle rein und ertrinken?«

Eric Taylor wusste nicht, was er glauben sollte. Ihm kam die ganze Sache nur komisch vor, sehr komisch.

Wie es aussah, war das Ziel der Frauengruppe und ihres Anführers doch nicht der See. Sie machten keine Anstalten, sich dem Ufer zuzuwenden. Stattdessen wanderten sie parallel dazu weiter in die Berge hinein. Der Dudelsackpfeifer war schon nicht mehr zu sehen.

Und auch die Mädchen entschwanden langsam den Blicken der beiden Ausbrecher. Morgennebel, die über dem Boden schwebten, hüllten sie ein und verschluckten sie schließlich ganz. Nur die näselnden Dudelsacktöne drangen noch an die Ohren von Carrington und Taylor, wurden leiser und leiser und erstarben schließlich ganz.

Der Spuk war vorüber.

Sekundenlang sagten die beiden Männer kein Wort. Jeder versuchte im stillen, sich einen Reim auf die verrückte Begegnung zu machen. Aber das gelang ihnen nicht.

»Sollen wir ihnen nach?«, fragte Carrington dann. »Wer weiß, was dieser Pfeifer mit ihnen vorhat! Wäre vielleicht schade um die Puppen. Wenn ich da speziell an die kleine Blonde denke…«

Eric Taylor überlegte kurz, schüttelte dann den Kopf.

»Nein, wir bleiben hier«, sagte er entschlossen. »Wir haben mit uns selbst genug zu tun. Was gehen uns andere Leute an?«

»Das ist wahr«, stimmte ihm Dennis Carrington zu. »Wenn ich so an meine Frau denke… Das Aas hat sich auch nicht um mich gekümmert, als ich im Kahn saß!«

Die beiden Männer kehrten zum Mini zurück.

***

Der Tag brach an, und Vonda Lowell war nicht wieder aufgetaucht.

Mit gesteigerter Intensität setzten Damona King, Mike Hunter, Harvey Lowell und der Butler Henry die Suche fort. Aber es kam nichts dabei heraus. Zwei Stunden später kamen sie zu der Erkenntnis, dass sich die Amerikanerin tatsächlich nicht mehr auf King’s Castle befand. Und in der näheren Umgebung des Schlosses ebenfalls nicht.

Wie an jedem Morgen erschien dann Mrs. Margret Conolly im Schloss. Mrs. Conolly war eine kräftige Frau Mitte vierzig, die unten im Dorf lebte und auf King’s Castle die Aufgaben einer Reinemachefrau versah. Normalerweise pflegte sie ihre Tochter Janet mitzubringen, die ihr bei der Arbeit half. An diesem Morgen kam Mrs. Conolly jedoch ohne Janet. Und das schien ihr ausgesprochen peinlich zu sein.

»Entschuldigen Sie vielmals, Miss King«, sagte sie zu Damona, »es tut mir sehr Leid, aber ich werde heute die Arbeit alleine machen müssen.«

Damona war zwar in Gedanken ganz bei Vonda Lowell. Aber das hinderte sie nicht daran, der Frau gegenüber ein offenes Ohr zu haben.

»Ist Janet krank?«, fragte sie und lächelte dabei ein bisschen. »Zu viel getrunken beim Fest, was?«

»Nein, das ist es nicht«, antwortete Mrs. Conolly. »Meine Tochter ist…« Verlegen drehte die biedere Frau die Hände, sprach dann weiter: »Na ja, sie ist nach dem Fest nicht nach Hause gekommen. Und heute Morgen war sie immer noch nicht da.«

Damona wurde hellhörig. »So? Wo steckt Janet denn?«, wollte sie wissen.

Die Verlegenheit von Mrs. Conolly wuchs. »Tja, wissen Sie, Miss King, Janet hat nämlich einen neuen Freund. Den jungen Fred Murray, wenn sie ihn kennen. Gestern beim Fest waren die beiden ziemlich… äh … verliebt. Ich nehme an, dass sie anschließend … äh … mit ihm gegangen ist und … äh …«

»Den Glücklichen schlägt keine Stunde«, warf Mike Hunter ein, der zugehört hatte.

»Janet ist ein anständiges Mädchen«, sagte Mrs. Conolly, die aus Mikes Bemerkung fälschlicherweise wohl einen Vorwurf herausgehört hatte. »Fred Murray hat sie höchstens deshalb herumgekriegt, weil sie wirklich… äh … etwas zu viel getrunken hatte.«

Wirklich? fragte sich Damona.

Sie kannte Janet Conolly als ein recht hübsches, aber auch ungemein schüchternes und zurückhaltendes Mädchen. Sie war ganz bestimmt nicht der Typ, der gleich am ersten Abend mit einem neuen Verehrer aufs Zimmer ging. Außerdem hatte sie Janet am vergangenen Abend beim Fest ein paar Mal gesehen. Ja, sie hatte mit einem jungen Mann getanzt. Aber einen besonders verliebten oder gar betrunkenen Eindruck hatte sie dabei in Damonas Erinnerung eigentlich nicht gemacht.

»Sind Sie ganz sicher, dass Janet bei diesem Fred Murray ist?«, fragte sie die Mutter des Mädchens.

»Ganz sicher?«, echote diese. »Nein, aber ich wüsste wirklich nicht, wo sie sonst stecken sollte.«

»Tja«, machte Damona.

Jetzt begriff Mike Hunter. Mit zusammengekniffenen Augen blickte er Damona an.

»Du glaubst, dass auch Janet Conolly wie du und Vonda…«

»Das wird sich alles noch herausstellen«, unterbrach ihn Damona.

Es war ja immerhin möglich, dass die hübsche Janet wirklich die

Nacht mir diesem Fred Murray verbracht hafte. Warum sollte man die Mutter des Mädchens vielleicht unbegründet ängstigen?

»Ist nicht weiter schlimm, dass Janet nicht gekommen ist«, sagte sie zu Mrs. Conolly. »Sie schaffen das schon allein. Gehen Sie jetzt an die Arbeit, einverstanden?«

»Ja, Miss King!« Die Reinemachefrau ging ins Haus, um sich ihren Putzeimern zu widmen.

»Du glaubst also, dass das Girl auch den Lockungen des Dudelsackpfeifers erlegen ist?«, fragte Mike, nachdem Mrs. Conolly außer Hörweite war.

»Wenn an unserer Theorie etwas dran ist… Ja, ich halte es durchaus für möglich!«

»Verdammt!«, fluchte Mike. »Diese Geschichte zieht langsam Kreise. Was zum Teufel steckt dahinter?«

»Ich weiß es nicht. Aber ich werde alles daransetzen, es herauszufinden!«

»Ich bin dabei«, sagte Mike und schob energisch das Kinn vor.

»Ich schlage vor, wir fahren ins Dorf hinunter und statten Fred Murray einen Besuch ab. Außerdem, fürchte ich, müssen wir Vonda Lowell als vermisst melden.«

Wenig später bestiegen Mike und Damona ihren Porsche. Harvey Lowell wollte im Castle bleiben. Er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass seine Frau jeden Augenblick wieder auftauchen würde.

Als sie in Marnockfearn ankamen, spürten sie sofort, dass etwas nicht stimmte. Es war noch recht früh am Morgen. Dennoch schien fast das ganze Dorf bereits auf den Beinen zu sein. Und das, nachdem viele von ihnen nach dem gestrigen Fest bestimmt noch einen schweren Kopf haben mussten. Die Leute von Marnockfearn standen auf der Straße herum und redeten gestenreich aufeinander ein.

Auch ohne zu hören, was gesagt wurde, war deutlich zu erkennen, dass die Aufregung hohe Wellen schlug.

»Wenn ich an kleine, grüne Marsmännchen glauben würde, dann würde ich vermuten, dass ein UFO auf dem Fußballplatz gelandet ist«, sagte Mike Hunter, während er in Richtung Marktplatz fuhr.

»Ich habe im Gefühl, dass die Leute aus demselben Grund aufgeregt sind wie wir selbst«, meinte Damona ahnungsvoll.

»Wieso?«

»Mein sechster Sinn sagt es mir. Vergiss nicht, dass ich die Tochter einer Hexe bin!«

»Hm.«

Mike steuerte den Porsche jetzt auf den Marktplatz, wo das Office des Dorfkonstablers lag. Stuart Muirs Privatwohnung befand sich im selben Haus. Trotz des Sonntags würden sie ihn also vermutlich

antreffen.

Auf dem Marktplatz sah es noch wüst aus. Die Spuren des Sommerfestes waren noch nicht beseitigt worden. Der zu Asche verbrannte Scheiterhaufen, Tische und Bänke, leere Flaschen und Gläser – die beiden Gemeindediener hatten heute noch einiges zu tun.

Nicht unerwartet waren auf dem Markt besonders viele Dorfbewohner anwesend. Als Damona und Mike ausstiegen, wurden sie von allen Seiten gegrüßt. Und sie schnappten auch etwas von dem auf, was die Leute da redeten.

Es ging um Mädchen, die verschwunden waren!

Mike Hunter biss sich auf die Lippen. »Teufel auch«, sagte er zu Damona. »Wie es scheint, hat dich dein sechster Sinn offenbar nicht getrogen!«

»Ja«, nickte Damona. »Obwohl es mir lieber gewesen wäre, ich hätte mich geirrt.«

Sie betraten das Haus des Konstablers. Stuart Muir hielt sich in seinem Office auf. Und James McPherson, der Bürgermeister von Marnockfearn, war bei ihm.

»… auch nicht, was ich da machen soll«, sagte der Konstabler gerade. »Na schön, drei Frauen haben ihre Häuser heimlich bei Nacht und Nebel verlassen. Ist das ein Grund für die Polizei, einzugreifen? Wir leben in einem freien Land, in dem jeder hingehen kann, wo er will. Was weiß ich – vielleicht machen die drei irgendwo eine wilde Sexorgie oder so was!«

Der Bürgermeister schnaubte entrüstet. »Rede doch keinen Unsinn, Stu! Wir sind nicht in London, sondern in Marnockfearn. Unsere Frauen feiern keine Sexorgien! Was du immer für dreckige Gedanken hast!«

Jetzt wurden die beiden Männer auf ihre Besucher aufmerksam.

»Oh, Miss King, Mr. Hunter«, sagte McPherson, »entschuldigen Sie, wir waren so ins Gespräch vertieft…«

»Kein Grund, sich zu entschuldigen«, erwiderte Damona. »Drei Mädchen sind verschwunden, hörte ich?«

»Ja«, nickte der Mayor betrübt. »Molly Hatchett, Emmylou Coolidge, Rita Harris…«

»Ich fürchte, ich muss sie berichtigen, Mr. McPherson«, sagte Damona. Und dann erzählte sie dem Bürgermeister und dem Konstabler, dass Vonda Lowell und höchstwahrscheinlich auch Janet Conolly vermisst wurden.

McPherson schlug mit der Faust auf Muirs Schreibtisch. »Da siehst du es, Stu! Wenn ein Gast von Miss King dabei ist, den niemand von unseren Frauen kennt… Hältst du immer noch eine … Sexorgie für möglich?«

»Nun…« Stuart Muir kratzte sich am Hinterkopf. »Immerhin ist

Emmylou Coolidge gesehen worden, als sie nackt die Main Street entlangging.«

»Wann war das?«, schaltete sich Mike Hunter ein.

»So gegen vier Uhr heute Morgen«, gab der Konstabler Auskunft.

Mike sah Damona an. »Also um die gleiche Zeit, als du…« Er unterbrach sich und hüstelte, weil er nicht wusste, ob es Damona recht war, wenn er ihr eigenes »Schlafwandeln« erwähnte.

Aber Damona hatte nichts dagegen. Von sich aus berichtete sie Muir und McPherson, was in der Nacht auf King's Castle geschehen war. Unerwähnt ließ sie lediglich jede Anspielung auf magische Kräfte. Als sie von den Dudelsackklängen sprach, an die sie sich zu erinnern glaubte, brachte sie stattdessen lediglich den Begriff Hypnose ins Spiel.

Die beiden Männer aus Marnockfearn wollten es zunächst kaum glauben. Aber da sie keine bessere Erklärung zu bieten hatten, freundeten auch sie sich langsam mit dem Gedanken an, dass der geheimnisvolle Pfeifer für das Verschwinden der Frauen verantwortlich gemacht werden musste.

Stuart Muir fühlte sich von den Dingen überfordert, was man ihm nicht zum Vorwurf machen durfte. Er war nur ein kleiner Konstabler, zuständig für kleine Diebereien, das Schlichten von Wirtshausstreitigkeiten und das Ausstellen von Protokollen für zu schnelles Fahren. Das rätselhafte Verschwinden von fünf jungen Frauen aufzuklären, war nicht sein Metier.

Er griff nach dem Telefon, um seine vorgesetzte Dienststelle zu alarmieren.

***

Es stellte sich bald heraus, dass nicht fünf, sondern sechs junge Frauen verschwunden waren.

Der Verdacht, dass Janet Conolly dazu gehörte, hatte sich schnell als begründet erwiesen. Bei dem jungen Fred Murray war sie nicht.

Sie hatte zwar mit dem Jungen nach Abschluss des Festes noch einen Mondscheinspaziergang gemacht und war dann nach Hause gegangen. Nur dass sie dort niemals angekommen war.

Außerdem wurde noch ein weiteres Mädchen vermisst: Helen Pilgrim, die Tochter des Küsters von Marnockfearn.

Sechs Mädchen also, von denen jede Spur fehlte. Und dasselbe galt für den alten Dudelsackpfeifer. Auch er war wie die Frauen wie vom Erdboden verschluckt.

Die von Konstabler Muir angeforderte Verstärkung traf bald ein: Inspektor Jones-Helliwell aus der Grafschaftshauptstadt Perth und zwei seiner Mitarbeiter.

Jones-Helliwell war ein schlanker Mann in mittleren Jahren. Seine

äußere Erscheinung erinnerte an den schlampigen Fernsehhelden Inspektor Colombo, der vor Jahren die TV-Geräte mit seiner Gegenwart beglückt hatte. Rein zufällig war das sicher nicht. Jones-Helliwell schien sein Image ganz bewusst nach dem Fernsehvorbild auszurichten. Aber das wertete ihn nicht ab. Er verstand sein kriminalistisches Handwerk durchaus.

Mike Hunter und Damona King kannten ihn von den Vorgängen um die ägyptische Katzengöttin Bastet her. Insbesondere Mike kannte ihn gut, denn Jones-Helliwell hatte ihn des Mordes an Damona beschuldigt und glatt ins Gefängnis sperren lassen. Aber das war vorbei und vergessen. Der Inspektor hatte nur seine Pflicht getan.

Die Polizeibeamten aus Perth gingen ganz methodisch vor. Sie befragten so ziemlich jeden Bürger in Marnockfearn und jeden Bewohner, der zum Einzugsbereich des Ortes gehörenden Gehöfte. Das Ergebnis dieser Befragung brachte allerdings keine neuen Erkenntnisse. Eins war jedoch so gut wie sicher: Die verschwundenen Mädchen waren nicht mit körperlicher Gewalt weggeschleppt worden, sondern aus eigenem Antrieb weggegangen. Damonas »Schlafwandeln« sprach dafür. Und auch die Aussage des späten Zechers, der das Mädchen Emmylou Coolidge auf der Main Street von Marnockfearn gesehen hatte, bestätigte es. Inwieweit allerdings Zwang auf suggestive Art und Weise ausgeübt worden war, stand auf einem ganz anderen Blatt.

Inspektor Jones-Helliwell tat das nächstliegende: Er ließ aus Perth einen Hubschrauber kommen. Die Landschaft um Marnockfearn war zu unwegsam, um mit Suchmannschaften zu Fuß erfolgversprechend durchkämmt zu werden. Aus der Luft waren die Aussichten, die verschwundenen Mädchen irgendwo zu entdecken, fraglos günstiger.

Es dauerte eine ganze Weile, bis der Helikopter eintraf. Er wurde zum gegenwärtigen Zeitpunkt in Raum Perth benötigt. Dort war eine andere Suchaktion im Gange – nach zwei Verbrechern, die aus dem Gefängnis ausgebrochen waren.

Damona King und Mike Hunter kehrten zunächst nicht nach King’s Castle zurück. Sie blieben in Marnockfearn, um den Erfolg von Jones-Helliwells Maßnahmen abzuwarten.

Im Office des Konstablers harrten sie gemeinsam mit dem Inspektor sowie McPherson und Muir des angeforderten Helikopters. Die Frau des Konstablers hatte Tee gekocht. Dazu stand eine Whiskyflasche auf dem Schreibtisch, die immer leerer wurde. Zigarettenqualm schwängerte die Luft.

Gegen Mittag betrat eine Frau das Office. Eine alte Frau mit einem Gesicht voller Runzeln und gebeugtem Gang. Damona kannte sie flüchtig. Ihr Name war Abigail Slade, und sie gehörte zu den ältesten Einwohnern von Marnockfearn. Außerdem hatte sie den Ruf, eine der

größten Klatschtanten des Dorfes zu sein.

Stuart Muir war nicht begeistert, sie zu sehen. Er nahm wohl an, dass sie gekommen war, um Informationen zu sammeln, die sie dann anschließend überall verbreiten konnte.

»Was willst du, Abigail Slade?«, fragte er ungnädig. »Es gibt hier nichts für dich zu erfahren!«

Die alte Frau kicherte. »Nicht so vorlaut, Stu Muir! Vielleicht bin ich gekommen, damit du etwas erfährst!«

»Ach ja? Willst du mir erzählen, wer Joe Boomers Kaninchen gestohlen hat oder etwas in dieser Richtung? Lass es dir gesagt sein – das ist zurzeit völlig unwichtig.«

»Ich weiß«, nickte die alte Frau ernsthaft. »Im Augenblick geht es nur um das Schicksal der verschwundenen Frauen.«

»So ist es!«

»Ich weiß, wo sie geblieben sind!«, sagte Abigail Slade ganz überraschend.

Alle Anwesenden starrten sie verblüfft an. Mehrere Sekunden lang sagte niemand ein Wort. James McPherson war es, der dann das Schweigen brach.

»Ich kenne deinen verschrobenen Humor«, sagte er ärgerlich.

»Aber es ist jetzt wirklich nicht die richtige Zeit für die Scherze einer Frau, die sich über alles lustig macht.«

»Ich will mich nicht lustig machen!«, widersprach die alte Frau, wobei ihre Stimme einen leicht schrillen Klang annahm. »Ich meine es ganz im Ernst!«

»Lassen Sie sie reden«, schaltete sich Inspektor Jones-Helliwell ein.

»Hier, setzen Sie sich, Ma'am!«

Er erhob sich von seinem Stuhl und schob ihn der alten Frau hin.

Diese nahm den Platz und warf dem Konstabler einen triumphierenden Blick zu.

»Also?«, drängte der unwillig.

»Lug hat die Frauen geholt!«, sagte Abigail Slade.

»Lug?«, wiederholte Stuart Muir verständnislos. »Wer, zum Teufel, ist Lug?«

»Ein Gott der alten Kelten«, erklärte Damona.

Der Konstabler schäumte. »Habe ich nicht gesagt, dass sie uns irgendeinen Mist erzählen wird? Abigail Slade, würdest du jetzt sofort mein Büro verlassen?«

»Lassen Sie sie hier!«, sagte Damona mit einer gewissen Schärfe.

Verblüfft blickte Muir sie an. Von dieser Seite kannte er die Herrin von King's Castle gar nicht.

»Miss King?«

»Lassen Sie Mrs. Slade erzählen. Es könnte wichtig sein!«

Auch Mayor McPherson und Jones-Helliwell zeigten jetzt deutlich

ihre Überraschung.
»Sie glauben diesen Quatsch, Miss King?«, wunderte sich McPherson.
»Lug; der Keltengott! Lieber Himmel, heute wissen wir doch, dass unsere Vorfahren blutige Heiden waren, die sich in abergläubischen Vorstellungen verstrickt hatten. Es gab niemals einen Lug. Und heute gibt es ihn schon gar nicht!«
Stuart Muir nickte beifällig dazu, und auch dem Inspektor war anzusehen, dass ihm der Bürgermeister aus der Seele gesprochen hatte. Allein Mike trug keinen Unglauben zur Schau. Nur zu gut wusste er, dass die Götter der Alten keineswegs Hirngespinste und Produkte des Aberglaubens waren. Er selbst war mit den altägyptischen Göttern Bastet, Aton und Anubis konfrontiert worden. Und deshalb schloss er auch die Existenz des Lug nicht aus. Es spielte dabei keine Rolle, ob man ihn nun einen Gott oder einen Dämonen nannte. Wenn es ihn gab, dann war er ein Wesen aus der Zwischenwelt, ein Wesen aus den Dimensionen der Finsternis, ein Wesen der schwarzen Magie.
Auch Abigail Slade ließ sich von den ablehnenden Worten McPhersons nicht irritieren.
»Oh doch, es gibt den Gott Lug!«, erklärte sie kategorisch. »Und er hat die verschwundenen Frauen geholt!«
Bevor die anderen weitere ärgerliche oder spöttische Kommentare abgeben konnten, fragte Damona: »Woher wollen Sie das wissen, Mrs. Slade?«
Die alte Frau beugte sich vor wie ein Vogel. »Es ist alles genauso wie vor siebzig Jahren!«, sagte sie mit einem geheimnisvollen Flüstern.
»Was ist wie vor siebzig Jahren?«
»Alles… die verschwundenen Frauen, der Pfeifer, das Lugfest!«
Damona spürte, wie die Spannung in ihr aufstieg. Sie hielt die alte Frau nicht für eine Schwätzerin wie die anderen. Sie kannte den Gott Lug und wusste anscheinend auch, dass das Sommerfest in seiner ursprünglichen Bedeutung Lug geweiht war. Dieses Wissen war beim größten Teil der Bevölkerung längst in Vergessenheit geraten.
Konstabler Muir war ein schlagendes Beispiel dafür.
»Erzählen Sie, Mrs. Slade«, drängte Damona. »Erzählen Sie, wie es vor siebzig Jahren war.«
Man sah der alten Frau an, wie sehr sie sich freute, dass endlich jemand bereit war, ihr zuzuhören. Und sie ließ sich nicht zweimal bitten, ihre Erinnerungen zu Gehör zu bringen.
»Damals lebte ich noch in Kincraig in den Monadhliath Mountains«, begann sie. »Ich war ein Kind – gerade zehn Jahre alt. Das war mein Glück, denn sonst hätte mich der Sendbote des Lug auch geholt!«
»Was für ein Sendbote?«
»Der Pfeifer! Der Pfeifer ist der Sendbote des Lug. Auch damals vor

siebzig Jahren war er da, als in Kincraig das Lugfest gefeiert wurde. Er spielte den Dudelsack, und die Frauen folgten ihm. Niemand hat jemals wieder etwas von ihnen gesehen!«

Wieder trat sekundenlanges Schweigen ein. Dann lachte der Konstabler polternd auf.

»Quatsch, ein ganz verdammter Quatsch ist das! Glauben Sie das wirklich, Miss King?«

Damona befand sich jetzt in einer gewissen Zwickmühle. Sie wollte nicht zugeben, dass sie von der Existenz der Dämonenwelt wusste. Das würde unter Umständen Rückschlüsse auf ihr eigenes »Anderssein« ermöglichen.

Es war Inspektor Jones-Helliwell, der sie aus der Verlegenheit rettete.

»Ich weiß nicht, ob es wirklich Quatsch ist«, sagte er zur Überraschung aller. »Diese Geschichte in Kincraig…«

»Sie glauben auch daran?« Stuart Muir war beinahe entrüstet.

Jones-Helliwell lächelte in typischer Colombo-Manier. »Ich habe ein privates Hobby, Konstabler. Ich interessiere mich für ungeklärte Kriminalfälle – angefangen bei der Ermordung der römischen Adoptivkaiser bis hin zu den Taten des zweiten Jack the Ripper. Und diese Geschichte in Kincraig… Ich habe eine ganz dunkle Erinnerung an einen Fall in der ersten Dekade dieses Jahrhunderts. Aber das haben wir gleich!«

Er trat an den Schreibtisch heran, langte nach dem Telefon und wählte die Nummer seiner Privatwohnung in Perth. Seine Frau meldete sich.

»Loretta? Du kannst etwas für mich tun«, sagte er. »Sieh mal in meiner Sammlung nach. Und zwar…«

Anschließend gab er seiner Frau genaue Anweisungen, wo sie suchen sollte.

»Alles fein säuberlich geordnet und abgeheftet«, erklärte er den Anwesenden, während er auf die Antwort seiner besseren Hälfte wartete.

Es dauerte mehrere Minuten, dann meldete sich Mrs. Jones-Helliwell wieder. Mit gespanntem Gesichtsausdruck hörte ihr Mann zu, was sie ihm zu berichten hatte.

»Danke, Loretta«, sagte er schließlich und legte den Hörer langsam auf die Gabel zurück.

Die anderen blickten ihn erwartungsvoll an.

»Und?«, fragte McPherson. »Haben Sie Ihre Erinnerungen getrogen oder nicht?«

»Es war im Jahre 1910«, sagte Jones-Helliwell, »am 1. August. Es verschwanden mehrere junge Frauen unter mysteriösen Umständen. Mrs. Slade hat Recht: Sie wurden niemals wieder gesehen!«

»Wie viele waren es?«, fragte Damona schwer atmend.

»Sechs«, sagte Jones-Helliwell, »es waren sechs junge Frauen, von denen bis auf den heutigen Tag jede Spur fehlt!«

Betretenes Schweigen, das nicht frei war von unterschwelliger Furcht, trat im Office des Konstablers ein. Es wurde gebrochen durch die Nachricht, dass der Suchhubschrauber aus Perth eingetroffen war.

Jones-Helliwell ging nach draußen, um mit der Besatzung den Einsatzplan zu besprechen.

***

Es war der angenehmste Morgen, den Dennis Carrington und Eric Taylor in den letzten Jahren verbracht hatten. Und das nicht nur, weil es der erste Morgen in Freiheit war.

Sie hatten wirklich so eine Art Picknick veranstaltet, hatten im Wasser des Sees gebadet, hatten sich anschließend im Ufergras lang ausgestreckt und sich die warme Sonne auf den Bauch scheinen lassen. Zu keiner Zeit jedoch waren sie so unachtsam gewesen, ihre Umgebung aus den Augen zu lassen. Nur zu gut wussten sie, dass Wachsamkeit das höchste Gebot war, obwohl sie eigentlich nicht ernsthaft damit rechneten, dass es zu einer Störung ihrer Idylle kommen würde. Zu einsam, zu abgelegen war die Stelle, die sie sich als Ruheplatz ausgesucht hatten.

Als die Störung dann doch eintrat, waren sie vorbereitet.

Ein fernes Brummen drang an ihre Ohren. Eric Taylor, der gerade auf dem Rücken lag und an einem Grashalm kaute, sprang wie elektrisiert hoch.

»Was, zur Hölle, ist das?«

Auch Dennis Carrington war sofort alarmiert. Hastig ließ er die Bierbüchse fallen, die er sich einen Moment zuvor zu Gemüt geführt hatte.

»Das Geräusch kommt anscheinend von oben!«, stellte er fest.

Beide Männer hoben die Augen zum Himmel und ließen ihre Blicke wandern.

Carrington sah es zuerst.

»Da!«, rief er aufgeschreckt und deutete mit der rechten Hand in Richtung Süden.

Eric Taylor folgte mit den Augen seiner ausgestreckten Hand. Und jetzt nahm er es ebenfalls wahr: einen dunklen Fleck, der trotz der blendenden Mittagssonne einwandfrei zu erkennen war.

»Das ist ein Flugzeug«, glaubte Dennis Carrington zu erkennen.

Erleichterung schwang in seiner Stimme mit. »Keine Gefahr für unser stilles Glück also.«

Taylor antwortete nicht sofort. Er schirmte die Augen mit der Hand ab, um besser sehen zu können. Kurz darauf stieß er einen wilden Fluch aus.

»Verdammt, das ist kein Flugzeug! Das ist ein blutiger Helikopter! Und dreimal dürfen wir raten, was das Ding hier sucht!«

Carrington wurde blass. »Du glaubst…«

»Klar, die Pigs suchen uns! Wie sie darauf kommen, dass wir ausgerechnet hier stecken, weiß ich nicht, aber…«

Er unterbrach sich, redete dann hektisch weiter. »Wir müssen hier weg! Aus der Luft sehen uns die Schweine sofort, wenn sie über uns hinwegfliegen.«

Der dunkle Punkt am Himmel war inzwischen größer geworden, das Brummen des Motors lauter. Schon glaubte Taylor, das Schwirren der Rotoren wahrnehmen zu können. Es bestand gar keine Frage: Der Hubschrauber flog ziemlich genau auf sie zu. Ob zielbewusst oder mehr zufällig spielte dabei wirklich keine Rolle.

Hastig sah er sich nach einem Versteck um, das Schutz vor Blicken von oben bot. Dabei stach ihm der Mini ins Auge. Rot leuchtete er im Sonnenlicht.

Wie eine verdammte Orientierungsboje! dachte Eric Taylor mit zähneknirschender Erbitterung.

»Die Dreckskarre muss verschwinden!«, stieß er hervor. »Und zwar sofort!«

»Aber wohin?«, fragte Carrington unsicher.

»Stell dich nicht so dämlich an – in den See natürlich! Los, wir haben keine Sekunde mehr zu verlieren!«

Dennis Carrington beeilte sich. Er eilte auf die Fahrertür zu und löste die Handbremse. Es war nicht nötig, den Motor zu starten. Der Mini stand nur wenige Yards vom Wasser entfernt.

Mit vereinten Kräften stemmten sich die beiden Männer gegen das Fahrzeug. Jetzt bewährte sich, dass sie einen Kleinwagen und keinen Jaguar gestohlen hatten. Der Mini rollte flüssig los, erreichte den Rand des Sees, neigte sich sofort nach vorne und klatschte ins Wasser.

Der See hatte keinen Sandstrand, sondern wurde von Felsen gesäumt. Deshalb erreichte er bereits unmittelbar am Ufer eine beträchtliche Tiefe. Der Mini sank sehr schnell. Nach wenigen Augenblicken schon war nur noch sein rotes Dach zu sehen. Dann verschwand auch dieses.

Gehetzt blickte Eric Taylor zum Himmel. Der Helikopter war in der Zwischenzeit immer näher gekommen. Es konnte jetzt nur noch Sekunden dauern, bis die Besatzung sie sehen musste.

»Weg hier jetzt!«, zischte Taylor.

Geduckt huschten die beiden Ausbrecher davon, um schnellstens einen Unterschlupf zu finden, der von der Luft aus nicht eingesehen werden konnte.

***

Der Hubschrauber landete wieder auf dem Marktplatz von

Marnockfearn, angestaunt von den Dorfbewohnern. Es waren sicherlich einige unter ihnen, die noch nie in ihrem Leben einen Helikopter aus allernächster Nähe gesehen hatten.

Pilot und Copilot beeilten sich, aus der Maschine zu klettern.

Deutlich war ihnen anzusehen, dass ihr Erkundungsflug nicht ergebnislos geblieben war. Sie schienen irgendetwas entdeckt zu haben.

So war es dann auch.

»Wir haben eine Frau gesehen«, berichtete der Pilot Inspektor Jones-Helliwell, der gemeinsam mit den anderen Wartenden sofort an die Maschine herangetreten war. »Blond, jung und… nackt!«

Die Nachricht schlug ein wie eine Granate.

»Das könnte Emmylou Coolidge gewesen sein!«, mutmaßte der Bürgermeister. »Wo haben Sie das Mädchen gesehen, Officer?«

»Gar nicht weit entfernt von hier… etwa fünf Meilen. In der Nähe eines Felsens, der wie ein Pferdekopf aussieht.«

»Horse’s Head!«, rief einer der Umstehenden.

»Was war mit dem Mädchen?«, wollte Jones-Helliwell wissen.

»Gesund und munter?«

»Ich fürchte nicht«, antwortete der Pilot. »Sie lag auf dem Boden, und es schien ihr ziemlich schlecht zu gehen.«

»Tot?«

»Krank oder verletzt, würde ich sagen. In jedem Fall lebte sie. Sie winkte uns zu und rief etwas.«

Der Inspektor brauste auf. »Warum, verdammt noch mal, haben Sie das Mädchen nicht mitgebracht, Stone?«

»Sorry, Sir«, entschuldigte sich der Pilot, »aber wir haben in der Nähe keine Möglichkeit gefunden, mit dem Hubschrauber zu landen. Zu Fuß oder mit einem Geländewagen dürfte es jedoch keine Schwierigkeiten geben, an die junge Frau heranzukommen.«

Jones-Helliwell wandte sich an Muir. »Sie kennen diesen bewussten Felsen?«

Der Konstabler nickte.

»Gut«, sagte der Inspektor, »dann bereiten sie alles zur Bergung des Mädchens vor.«

»Yes, Sir!«

Stuart Muir ging. Jones-Helliwell wendete sich wieder den beiden Hubschrauberpiloten zu.

»Ich schließe aus Ihren Worten, dass Sie nur eins der Mädchen entdeckt haben. Keine Spur von den anderen?«

»Nein. Das heißt…«

»Ja?«

»Am westlichen Ufer des Loch Marnock haben wir so etwas wie einen verlassenen Campingplatz gefunden. Es lag allerhand Zeug rum – leere

Bierbüchsen, eine Flasche…«

Jones-Helliwell winkte ab. »Dürfte wohl uninteressant sein. Ich glaube kaum, dass die vermissten Frauen irgendwo ein Picknick veranstaltet haben. Die Abfälle liegen vermutlich schon seit einiger Zeit da und stammen von ganz anderen Leuten.«

»Ja«, sagte der Pilot, »das dachten wir uns auch.«

Kurz darauf war der Konstabler wieder zur Stelle. Er hatte einen Geländewagen organisiert, der einem der Dorfbewohner gehörte.

Und er war auch umsichtig genug gewesen, Doktor Lorrimer, den Arzt von Marnockfearn, mitzubringen.

Jones-Helliwell, einer seiner Leute, Muir, Doktor Lorrimer und der Vater von Emmylou Coolidge stiegen in den Wagen. Bevor dieser losfuhr, fragte Damona King den Inspektor: »Haben Sie etwas dagegen, wenn Mr. Hunter und ich mitkommen?«

Jones-Helliwell war nicht begeistert. Wie die meisten Polizisten stand er wohl auf dem Standpunkt, dass Polizeiarbeit nur etwas für Polizisten war. Aber er scheute sich, einer so prominenten Bürgerin wie der Herrin des King Konzerns das ins Gesicht zu sagen. Deshalb verwies er nur auf den beengten Platz in dem Geländewagen.

»Oh, das macht nichts«, lächelte Damona. »Ich besitze selbst einen Landrover.«

Der Inspektor zuckte mit den Schultern. »Na, wenn Sie meinen…«

***

Ein paar anstrengende Stunden lagen hinter Eric Taylor und Dennis Carrington.

Der Hubschrauber hatte sie Nerven gekostet. Im letzten Augenblick war es ihnen gelungen, in der Nähe ihres Lagerplatzes eine überhängende Felsplatte zu finden, unter der sie sich verstecken und vor Blicken aus der Luft schützen konnten.

Minutenlang hatte der Helikopter in geringer Höhe über dem geräumten Lagerplatz gehangen. Es konnte keinerlei Zweifel bestehen, dass die Piloten der Maschine die Spuren ihrer Anwesenheit entdeckt hatten. Carringtons sorglos weggeworfene Bierbüchsen waren wie eine zurückgelassene Visitenkarte gewesen.

Schließlich hatte sich der Hubschrauber wieder in die Höhe geschraubt und war davongeflogen – wahrscheinlich nur deshalb, weil er keinen geeigneten Landeplatz in der Nähe gefunden hatte. Carrington und Taylor waren sich aber ganz sicher gewesen, dass die Polizisten zurückkommen würden – mit einem Mannschaftswagen wahrscheinlich, dessen Besatzung ausschwärmen würde wie ein Trupp von Sonntagsjägern.

Diesen Überlegungen folgend, hatten sich die beiden Ausbrecher abgesetzt – immer tiefer in die Berge hinein. Mehrere Meilen hatten

sie auf diese Weise zurückgelegt. Dann endlich fühlten sie sich wieder einigermaßen sicher.

Sie hatten eine kleine Höhle gefunden, die sich mehrere Yards tief in eine Felswand hineinbohrte. In der Nähe floss ein reißender Wildbach, und es wuchsen auch einige Kiefern. Deren abgefallene Nadeln rafften sie zusammen, um den harten Boden der Höhle ein bisschen zu polstern.

Es war ganz bestimmt keine bequeme Behausung. Aber sie schützte vor möglichen Unbillen des Wetters und der Kühle der Nacht.

Für ein paar Tage ließ es sich aushalten.

Der Marsch durch das unwegsame, öde Berggelände hatte die beiden Ausbrecher ziemlich angestrengt. Der Aufenthalt im Knast hatte ihrer Kondition nicht gerade gut getan. Sie waren ganz froh, sich lang ausstrecken und ausruhen zu können.

Plötzlich schreckten sie beide gleichzeitig hoch.

Sie hörten Töne, Töne, die sie kannten.

Die näselnden Klänge eines Dudelsacks!

»Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht der alte Kerl mit den Girls ist!«, raunte Dennis Carrington.

»So hört es sich an, ja«, stimmte ihm Eric Taylor zu. »Ich frage mich nur, was der Bursche hier mitten in der Einöde tut!«

Und weiter wehten die Dudelsackklänge zu den beiden Ausbrechern herüber. Sie versuchten, sie zu ignorieren, gar nicht darauf einzugehen. Der Pfeifer musste nicht wissen, dass sie hier in der Höhle hockten. Auch seltsame alte Männer konnten der Polizei einen Tipp geben. Taylor und Carrington verhielten sich ganz ruhig.

Mehrere Minuten lang, in denen der Pfeifer unentwegt weiterspielte. Dann riss Carrington der Geduldsfaden.

»Verdammt, es macht mich nervös!«, stieß er hervor.

»Mich auch!«, bekannte Eric Taylor. »Los, sehen wir mal nach, was das Gedudel soll!«

Mit schleichenden Bewegungen schlüpften die beiden Männer aus der kleinen Höhle. Kaum standen sie vor dem Eingang, da sahen sie den Pfeifer auch schon.

Der alte Mann mit dem Dudelsack war etwa zwanzig Yards von ihnen entfernt. Wie eine in Stein gehauene Statue auf einem Podest stand er auf einem kleinen Felsenhügel, den Dudelsack in den Händen und darauf blasend.

Als er der beiden Ausbrecher ansichtig wurde, änderte sich an seiner Haltung nichts. Er blieb genauso unbeweglich stehen wie zuvor und fuhr fort, dem Dudelsack seine näselnden Töne zu entlocken.

Sein Gesichtsausdruck war starr, verriet keinerlei Gefühlsregungen.

Allein seine Augen schienen zu leben, auf geheimnisvolle Weise zu leben.

Dennis Carrington zuckte unwillkürlich zusammen, als er den Blick des Pfeifers auf sich gerichtet sah. Trotz der Entfernung konnte er deutlich wahrnehmen, wie die Augen des alten Mannes förmlich glühten, ganz so als würden kleine Flammen in ihnen lodern. Eiskalt lief es ihm den Rücken hinunter. Er musste den Blick von diesen unheimlichen Augen abwenden. Erst dann ließ das Gefühl nach, von ihnen regelrecht verbrannt zu werden.

Auch die Dudelsackklänge waren irgendwie… unheimlich. Die Töne formten keine Melodie im eigentlichen Sinne. Dennoch hatten sie etwas seltsam Einprägsames an sich, obgleich Carrington nicht in der Lage gewesen wäre, sie nachzupfeifen. Er spürte nur, wie die atonalen Klänge ihn irgendwo tief in seinem Innersten trafen, ihn aufwühlten, ihn erschreckten.

Gewaltsam riss er sich zusammen, um nicht in dem verwirrenden Gefühlstaumel unterzugehen, in den ihn die Augen des Pfeifers und seine Dudelsackklänge hineinzuziehen drohten.

Eric Taylor war nicht so beeindruckt von dem Dudelsackpfeifer wie sein Komplize. Er stemmte die Arme in die Hüften und blickte mit zusammengekniffenen Lippen zu dem alten Mann hinüber.

»Hey du!«, rief er laut.

Der Pfeifer reagierte nicht. Er spielte weiter auf seinem Instrument und tat so, als ob Taylor gar nicht vorhanden sei.

Das erbitterte diesen. »Ich rede mit dir, Alter!«, brüllte er. »Antworte gefälligst: Was soll der Shit mit deinem albernen Gedudel? Was willst du hier?«

Und wieder ging der Pfeifer in keiner Weise auf seine Worte ein.

Unverwandt spielte er und starrte dabei Carrington mit seinen glühenden Augen an.

Die Wut packte Eric Taylor. Ruckartig riss er seine Pistole hervor und hob den rechten Arm. Die Mündung der Waffe zeigte genau auf den Pfeifer.

»Antworte jetzt oder ich lege dich um!«

Abermals erfolgte keine Reaktion vonseiten des alten Mannes.

Der Zeigefinger Eric Taylors krümmte sich um den Abzug der Pistole. Er wollte den Alten nicht erschießen. Aber würde ihm einen Denkzettel verpassen, an den der Kerl noch einige Zeit denken sollte.

Taylor krümmte den Finger noch mehr.

Und riss entgeistert die Augen auf.

Der Pfeifer war verschwunden, als hätte ihn der Erdboden verschluckt. Die Felsenkuppe, auf der eine Sekunde zuvor noch wie ein lebendes Denkmal gestanden hatte, war leer.

»Das… das gibt es nicht!«, stieß Taylor hervor.

Erst in diesem Augenblick wurde ihm bewusst, dass der Pfeifer zwar verschwunden war, die Dudelsackklänge jedoch nach wie vor deutlich

hörbar waren. Allerdings kamen sie aus einer ganz anderen Richtung als zuvor.

Irritiert ruckte Eric Taylor herum.

Und sah den Pfeifer wieder – mehr als fünfzig Yards von seinem bisherigen Standort entfernt!

Der alte Mann stand wieder auf einem kleinen Felsenhügel und blies den Dudelsack.

Ein unartikulierter Laut kam aus Taylors Kehle. Er fing an, an seinem Verstand zu zweifeln.

»Carrington!«, röchelte er. »Träume ich oder…«

»Nein«, erwiderte sein Komplize, »du träumst nicht! Der… der Kerl ist mit dem Teufel im Bunde!«

Zum zweiten Mal riss Eric Taylor seine Pistole hoch.

Und wieder geschah es…

Als Taylor abdrücken wollte, verschwand der Pfeifer…

… um im selben Augenblick an ganz anderer Stelle wieder aufzutauchen.

Die atonalen Dudelsackakkorde setzten sich fort, als seien sie auch nicht für einen Sekundenbruchteil unterbrochen gewesen.

Diesmal reagierte Eric Taylor schneller als zuvor. Es gab keine Schrecksekunde, die er zuerst überwinden musste. Ohne zu zögern drückte er sofort ab.

Drei Schüsse krachten kurz hintereinander. Drei Kugeln rasten auf den Dudelsackpfeifer zu. Drei Kugeln, die gut genug gezielt waren, um zu töten. Eric Taylor war sich ganz sicher, dass er den unheimlichen Mann dreimal genau ins Herz getroffen hatte.

Aber der Pfeifer fiel nicht. Unerschüttert stand er da. Die drei tödlichen Projektile hatten ihn nicht mehr berührt als harmlose Mückenstiche.

Eric Taylor und Dennis Carrington konnten es nicht fassen. Völlig entgeistert starrten sie den Pfeifer an. Taylor fand nicht mehr die Entschlusskraft, auch noch die restlichen Kugeln aus dem Magazin der Pistole abzufeuern.

Jetzt setzte der Pfeifer den Dudelsack ab. Sein Gesicht verlor für einen flüchtigen Moment seine Ausdruckslosigkeit. Ein böses Lächeln huschte über seine vom hohen Alter geprägten Züge. Noch ein letzter flammender Blick traf die beiden Männer. Dann verflüchtigte sich seine Gestalt wie eine Rauchwolke, die der Wind auflöste.

Es war, als hätte es ihn nie gegeben.

»Wir… wir müssen geträumt haben«, sagte Eric Taylor nach mehreren Sekunden beklemmenden Schweigens.

Aber während er diese Worte sagte, wusste er nur zu genau, dass er selten in seinem Leben wacher gewesen war als in den vergangenen Minuten.

***

Die markante Felsenformation, die der einheimische Volksmund Horse’s Head getauft hatte, lag nicht allzu weit von King’s Castle entfernt. Zwei, drei Meilen etwa, mehr nicht.

Mit dem Landrover, den Damona Kings Vater vor Jahren angeschafft hatte, waren Damona und Mike noch vor Inspektor Jones-Helliwell zur Stelle. Auch Harvey Lowell war mitgekommen. Der Amerikaner hatte inzwischen die Hoffnung aufgegeben, dass seine Frau von sich aus zum Schloss zurückkommen würde.

Sie brauchten nicht lange nach der Frau zu suchen, die die Piloten aus der Luft gesehen hatten. Schwache, weinerliche Hilferufe nahmen ihnen diese Arbeit ab.

Ein paar Augenblicke später hatten sie die Frau gefunden. Sie lag zwischen ein paar Felsbrocken auf dem nackten Boden, bewegte sich nur schwach und wimmerte vor sich hin. Wie die Piloten angegeben hatten, war sie nackt und trug keinen Fetzen Kleidung am gut gebauten Körper.

Mike Hunter brachte den Landrover zum Stehen, sprang nach draußen. Damona und Harvey Lowell folgten ihm auf dem Fuße.

»Miss Coolidge?«, fragte Mike. Weder er noch Damona kannten das Mädchen persönlich. Marnockfearn war zwar nur ein kleiner Ort, aber es lebten dort immerhin mehr als tausend Menschen.

Die junge Frau hob den Kopf. Ihr Gesicht war verweint und von Schmerz gezeichnet. Außerdem hatte die völlige Erschöpfung unübersehbare Spuren darin hinterlassen.

»Ja«, sagte sie mit schwacher Stimme.

Damona King beugte sich über sie. »Was fehlt Ihnen, Emmylou? Sind Sie verletzt?«

»Mein Bein!«, stöhnte das Mädchen.

Jetzt sah Damona es. Der rechte Fuß der jungen Frau stand in einem unnatürlichen Winkel vom Unterschenkel ab und war dick geschwollen. Auch ohne Medizin studiert zu haben, konnte Damona eine Diagnose stellen: Der Fuß war schwer verstaucht, möglicherweise sogar gebrochen. Das Mädchen musste große Schmerzen haben.

Harvey Lowell interessierte dies erst in zweiter Linie. Verständlicherweise vielleicht. Schließlich ging es um seine Frau.

»Hören Sie, Miss«, sagte er eindringlich, während er neben Emmylou Coolidge niederkniete. »Was ist passiert? Wo sind die anderen Mädchen? Meine Frau ist dabei, wissen Sie?«

»Ich… ich weiß nicht«, antwortete die Verletzte stöhnend.

»Erinnern Sie sich!«, sagte der Amerikaner drängend. »Wie kommen Sie hierher und wo wollten Sie hin?«

Der Blick des Mädchens war verwirrt. »Ich weiß nicht«, erwiderte sie abermals. »Da war der Ruf des Herrn mit dem langen Arm… seine

hehre Gestalt … sein gütiges Antlitz … Und dann? Ich fiel … und musste zurückbleiben …«

»Zurückbleiben?«, echote Harvey Lowell. »Was heißt das? Wo sind die anderen geblieben?«

Und als das Mädchen nicht sofort antwortete, packte der Amerikaner ihre Schulter.

»Reden Sie, Miss…«

Damona schaltete sich ein. Sie griff nach Lowells Arm und zog ihn mit sanfter Gewalt von dem Mädchen weg.

»Nicht, Harvey! Sie ist verletzt, krank und völlig verwirrt. Lass sie erst einmal in Ruhe!«

»Aber ich muss…«

Zunächst musste Harvey Lowell gar nichts mehr. Der Geländewagen mit Jones-Helliwell, eigentlich mehr ein landwirtschaftliches Fahrzeug, erschien jetzt auf der Bildfläche.

Doktor Lorrimer und der Vater Emmylou Coolidges kümmerten sich sofort um das Mädchen. Jones-Helliwell und Konstabler Muir traten unterdessen an die Seite von Damona. »Es scheint, dass sie an… Halluzinationen gelitten hat. Und es ist durchaus möglich, dass sie auch jetzt noch daran leidet.«

»Inwiefern?«

Damona wiederholte dem Inspektor die Worte des verletzten Mädchens.

»Hm«, machte dieser. »Der Herr mit dem langen Arm… Well, was soll das?«

Nachdem Damona an ihrem einundzwanzigsten Geburtstag erfahren hatte, dass sie die Tochter einer Hexe war, hatte sie sich ausgiebig mit den Wesenheiten der jenseitigen Dimension beschäftigt. Deshalb wusste sie gut Bescheid.

»Der Herr mit dem langen Arm ist ein Beiname des keltischen Gottes Lug«, gab sie Auskunft.

Jones-Helliwell blinzelte. »Verdammt, das würde sich ja mit dem decken, was diese Abigail Slade erzählt hat!«

»Ja. Wie es aussieht, hat der Dudelsackpfeifer Emmylou Coolidge und den anderen verschwundenen Frauen mithilfe von Suggestionskräften ein Bildnis des Keltengottes vorgegaukelt. Die rauen fühlten sich auf irgendeine Weise zu Lug hingezogen und machten sich in einer Art Trancezustand auf den Weg, um zu ihm zu kommen! Emmylou Coolidge blieb dann zurück, weil sie wegen ihrer Verletzung den anderen nicht mehr folgen konnte.«

»Das… das ist Wahnsinn«, stieß Harvey Lowell hervor. »So etwas kann es ganz einfach nicht geben. Suggestionskräfte! Was für Suggestionskräfte – Hypnose vielleicht?«

»Ich würde sagen, die Dudelsackklänge spielen dabei eine

entscheidende Rolle«, sagte Damona. »Sie hatten etwas Hypnotisches an sich. Ich selbst wäre dieser Beeinflussung fast zum Opfer gefallen, wenn mich Mike nicht aus der Trance gerissen hätte.«

Jones-Helliwell kratzte sich am Kinn. »Sie sagten, die Frauen hätten sich auf den Weg gemacht, um zu diesem Keltengott zu kommen, Miss King. Wohin, um des Himmels willen?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Damona achselzuckend. »Fragen Sie Emmylou Coolidge, Inspektor. Aber ich fürchte, sie wird es Ihnen nicht sagen können. Der Ruf des Gottes, den sie zu hören glaubte, dürfte inzwischen verstummt sein.«

Doktor Lorrimer hatte sich mittlerweile mit der Verletzung des Mädchens vertraut gemacht.

»Bruch des Fußwurzelknochens«, spezifizierte er Damonas laienhafte Diagnose. »Nichts Tragisches. In ein paar Wochen ist alles vergessen.«

Er holte eine Decke aus dem Wagen und hüllte Emmylou Coolidge mithilfe ihres Vaters darin ein.

»Bringen wir sie in meine Praxis«, sagte er. »Fassen Sie mit an, Coolidge.«

Kurz darauf war das Mädchen in den Geländewagen gebettet.

»Kann ich ein paar Fragen stellen, Doktor?«, wollte Jones-Helliwell wissen.

Der Doktor, ein dicklicher Mann mit markantem Dreifachkinn, nickte widerwillig. Es wäre ihm wohl lieber gewesen, seine Patientin erst richtig verarzten zu können. Aber auch er wusste natürlich, dass es nicht nur um Emmylou Coolidge, sondern noch um fünf andere Frauen ging.

Der Inspektor stellte seine Fragen. Trotz ihrer Schmerzen und ihres geschwächten Zustands bemühte sich Emmylou Coolidge, nach bestem Wissen zu antworten. Nur dass dieses Wissen sehr begrenzt war. Sie konnte sich kaum erinnern. Nur noch ganz vage schwebte ihr die Erscheinung des Gottes vor – die idealisierte Gestalt eines hünenhaften Mannes, der Kraft, Weisheit und Güte in sich vereinigte. Sein Ruf sei wie Sphärenmusik gewesen, sagte sie. Ganz klar, dass sie mit dieser angeblichen Sphärenmusik die Klänge des Dudelsacks meinte.

Über ihre nächtliche Wanderung vermochte sie praktisch gar nichts zu sagen. Ja, da waren noch ein paar andere Frauen gewesen.

Wer, wusste sie nicht einmal, obwohl sie mit Ausnahme der Amerikanerin alle anderen Mädchen seit Jahren kannte. Auch wohin der Weg führen sollte, entzog sich ihrer Kenntnis. Sie konnte sich nur noch erinnern, dass sie zu Hause in ihrem Bett gelegen hatte, als sie den Ruf des Gottes vernahm. Wie es dann weitergegangen war, lag weitgehend im dunkeln.

Diese Antworten befriedigten den Inspektor nicht.

»Praktisch sind wir also genauso weit wie vorher«, sagte er

missmutig. »Die anderen Frauen sind und bleiben verschwunden, und wir haben keine Ahnung, in welche Richtung sie weitergegangen sind. Und Spuren…« Böse lachte er auf. »Auf diesem felsigen Untergrund kann eine ganze Kompanie entlangspazieren, ohne dass es nachträglich jemand feststellen kann!«

Leider mussten ihm die anderen Recht geben. Es gab nach wie vor keinen konkreten Anhaltspunkt, der auf den Verbleib der verschwundenen Frauen hindeutete.

Der Geländewagen mit Emmylou Coolidge kehrte nach Marnockfearn zurück. Und auch Damona, Mike und Harvey Lowell blieb nichts anderes übrig, als resigniert wieder in den Landrover zu steigen.

***

Der Tag neigte sich langsam seinem Ende zu. Im Westen färbte sich der Himmel blutrot. Die Hälfte des Sonnenballes war bereits unter den Horizont abgesunken.

Dennis Carrington und Eric Taylor hatten sich wieder in die kleine Höhle zurückgezogen. Ihre Stimmung war gedrückt. Das unheimliche Erlebnis mit dem Pfeifer steckte ihnen noch immer in den Knochen. Außerdem fingen ihre Mägen an zu knurren. Als sie den Mini in aller Eile versenkten, hatten sie es versäumt, die noch darin liegenden Nahrungsmittel herauszunehmen.

»Lange bleiben wir hier nicht mehr«, knurrte Eric Taylor. »Diese Nacht noch und dann…«

Er sah, dass sein Komplize gar nicht zuhörte. Carrington hatte sich auf die Seite gedreht und war eingepennt.

Unwillig grunzte Taylor. Er mühte sich auf die Füße und trat vor den Höhleneingang. Seit der Geschichte mit dem Dudelsackpfeifer hatte er so eine Art Verfolgungswahn entwickelt. Ständig rechnete er damit, dass der unheimliche Kerl wieder auftauchte. Außerdem war auch der Hubschrauber der Pigs nicht außer Acht zu lassen. Ein paar Mal schon hatte er die Maschine ganz in der Nähe gehört. Die Piloten suchten immer noch nach ihnen. Oder besser gesagt, schon wieder.

Aufmerksam studierte Taylor die Umgebung. Aber es war alles ruhig. Kein Pfeifer, kein Helikopter.

Taylor wollte in die Höhle zurückkehren, um sich auch wieder etwas aufs Ohr zu legen, als ihm Dennis Carrington entgegenkam.

»Na, ausgepennt?«, fragte Taylor.

Er bekam keine Antwort von Carrington. Sein Komplize blickte ihn gar nicht an, stiefelte einfach an ihm vorbei und verschwand hinter der nächsten Felsennase.

»Hey!«, rief Taylor verblüfft.

Carrington ging weiter, wie Taylor den stapfenden Schrittgeräuschen entnahm.

»Carrington!« Keine Antwort.
Kopfschüttelnd setzte sich Taylor in Bewegung, um seinem Komplizen nachzugehen. Er bog ebenfalls um die Felsennase.
Da ging Carrington. Sein Gang kam Taylor merkwürdig eckig vor.
Er setzte die Füße wie ein Roboter.
Noch einmal rief Taylor seinen Fluchtgefährten an. Und abermals blieb jede Reaktion vonseiten Carringtons aus.
Hol's der Teufel, dachte Eric Taylor, ist der Bursche verrückt geworden?
Er eilte seinem Komplizen jetzt hinterher, packte ihn von hinten an der Schulter und wirbelte ihn herum.
»Hey, Carrington, was soll der Shit? Bist du…«
Taylor redete nicht weiter, als er das Gesicht seines Komplizen aus allernächster Nähe sah.
Es wirkte wie eine Maske, starr und hölzern. In den Augen lag ein völlig geistesabwesender Ausdruck. Der Blick ging durch Taylor hindurch, als sei der gar nicht vorhanden.
»Carrington, was ist los mit dir?«, rief Taylor. »Pennst du mit offenen Augen?«
Dennis Carrington sagte nichts.
Jetzt packte Taylor die Wut. Er schüttelte seinen Fluchtgefährten wie einen Obstbaum.
»Mensch, Carrington, ich rede mit dir! Wach gefälligst auf!«
Endlich reagierte der Angesprochene. Allerdings nicht so, wie sein Komplize das erwartet hatte.
Er ballte die rechte Faust und stieß sie ruckartig nach vorne wie ein Dampfhammer.
Auf diese Attacke war Eric Taylor nicht vorbereitet. Er bekam den heimtückischen Schlag voll in die Magengrube. Röchelnd ging er in die Knie.
Darauf schien Dennis Carrington nur gewartet zu haben. Von unten flog seine Faust hoch und krachte knallhart unter das Kinn Eric Taylors.
Taylor taumelte zurück, als hätte ihn ein Pferd getreten. Er ruderte mit den Armen, um das Gleichgewicht zu bewahren. Aber das gelang ihm nicht. Die Beine knickten ihm ein und er stürzte rücklinks auf den harten Felsboden.
Mehr verblüfft als wütend schüttelte er den Kopf.
Das gab es doch gar nicht!
Dennis Carrington war ein hagerer Bursche. Sicherlich kein Schlappschwanz, aber garantiert kein Mann mit der Schlagkraft eines Preisboxers. Dennoch war es ihm jetzt gelungen, einen Mann von den Füßen zu holen, der gut zwanzig Kilogramm mehr Gewicht besaß, die sich keineswegs in überflüssigem Fett, sondern in Muskeln

ausdrückten.

Eric Taylor betastete sein lädiertes Kinn, rappelte sich dann wieder vom Boden auf. Ganz hatte er die Schlagwirkung noch nicht überwunden. Ein leichtes Schwindelgefühl ließ ihn ein bisschen unsicher auf den Beinen stehen.

In der Zwischenzeit hatte sich Dennis Carrington umgedreht. So, als ob ihn alles, was hinter seinem Rücken passierte, gar nichts anging, setzte er seinen Marsch mit staksigen Schritten fort. Schon war er zwischen den Felsen verschwunden.

Plötzlich sehr nachdenklich blickte ihm Eric Taylor nach. Ein ganz bestimmter Gedanke hatte sich in sein Bewusstsein gedrängt.

Die Gangart Carringtons, seine hölzerne Miene, sein ganzes Verhalten – all dies erinnerte ihn verdammt an die Frauen, die er in der Morgendämmerung beobachtet hatte.

Jene Frauen, die wie eine Hammelherde hinter dem Kerl mit dem Dudelsack hergegangen waren!

Gab es da Zusammenhänge?

Ja, es musste Zusammenhänge geben! Eric Taylor war sich auf einmal ziemlich sicher. Die Girls schienen high gewesen zu sein – oder in einer Art Trance. Und wenn sich jetzt Dennis Carringtons glasigen Blick noch einmal vor Augen führte… wenn das nicht auch so etwas wie Trance war, dann wusste er es nicht.

Taylor spürte, wie es ihn fröstelte. Und daran trug sicherlich nicht der leichte Wind die Schuld, der jetzt über die Highlands hinwegwehte.

Der Pfeifer! dachte er.

Hatte der unheimliche Kerl Carrington irgendwie beeinflusst – mit Zeitzünderwirkung sozusagen? War er aus diesem Grunde vorhin wie ein Geist auf der Bildfläche erschienen?

Fast sah es so aus…

Eric Taylor kämpfte mit sich. Er war ein Mann mit starken Nerven, der sich normalerweise nicht so leicht ins Bockshorn jagen ließ. Jetzt jedoch war er nahe daran, echte Angst zu spüren. So etwas war ihm noch nie passiert. Noch nicht einmal vor zwei Jahren, als ihn ein Polizeiaufgebot nach dem gescheiterten Kidnapping des jungen Earl Mills eingekesselt hatte. Jetzt drängte ihn alles danach, wegzulaufen.

Möglichst weit weg aus diesen Bergen, in denen der alte Dudelsackpfeifer herumspukte.

Aber es gelang Taylor, diesen Impuls zu unterdrücken, der so gänzlich untypisch für ihn war.

Er entschloss sich, Dennis Carrington nachzugehen, um zu sehen, wie das geheimnisvolle Spiel weiterging.

Energisch setzte er sich in Bewegung.

***

Wieder auf dem Schlosshof von King's Castle angekommen, war Harvey Lowell der Verzweiflung nahe.

»Was mache ich jetzt?«, stöhnte er. »Ich kann Vonda doch nicht einfach aufgeben!«

»Nicht so schwarz sehen, Harvey«, sagte Mike Hunter tröstend.

»Der Hubschrauber fliegt ja wieder seine Runden. Ich halte es durchaus für möglich, dass er die Frauen doch noch irgendwo entdecken wird.«

Aber diese Worte hörten sich in seinen eigenen Ohren nicht sehr überzeugend an. Im Grunde seines Herzens wusste er so gut wie Harvey Lowell auch, dass Vonda nicht wieder auftauchen würde, wenn nicht ein Wunder geschah. Die Erzählung der alten Abigail Slade über die verschwundenen Mädchen in Kincraig ließ gar keine hoffnungsvolleren Gedanken aufkommen.

Auch Damona war niedergeschlagen. Mit müden Bewegungen kletterte sie aus dem Landrover.

Emma, der Dackel der Lowells, kam angelaufen. Schwanzwedelnd und erfreut bellend, sprang er an seinem Herrn hoch. Aber der nahm kaum Notiz von dem Tier.

Umso mehr schenkte Damona dem Hund Aufmerksamkeit. Ein Gedanke war ihr gekommen.

In der vergangenen Nacht hatte Emma auf dem Schlosshof nicht feststellen können, wohin Vonda Lowell gegangen war. Der Grund war ganz einfach der gewesen, dass es auf dem Hof zu viele Spuren gab. Selbst ein intelligenter Hund mit einer hervorragenden Spürnase musste hier überfordert sein.

Wie aber, fragte sich Damona, würde es aussehen, wenn Emma am Horse's Head Witterung aufnahm? Dort würde der Hund nur die Spuren seines Frauchens und der vier anderen verschwundenen Frauen vorfinden.

Damona war sehr angetan von ihrer Idee. Und als sie Mike und Harvey damit vertraut machte, loderte auch in den beiden Männern ein neuer Hoffnungsfunke auf.

»Ja«, sagte Mike, »das könnte hinhauen!«

»Worauf warten wir noch?«, fragte der Amerikaner. Eine regelrechte Hektik hatte ihn befallen.

Nicht viel später hatte er eine Jacke seiner Frau aus dem Zimmer geholt. Damona, Mike und Harvey Lowell stiegen wieder in den Landrover. Und diesmal war Emmy mit von der Partie.

Wieder an der markanten Felsenformation angekommen, legte der Amerikaner seinem Hund eine Leine an und ließ ihn an der Jacke Vondas schnuppern.

»Such, Emmy, such!«

Und der Dackel suchte.

Zuerst spazierte er auf seinen krummen Beinen wie unschlüssig umher. Dann plötzlich zog er an der Leine. Harvey konnte kaum so schnell folgen, wie es der Hund eilig hatte.

Emmy war auf die Spur seines Frauchens gestoßen.

»Na also«, sagte Mike Hunter und grinste breit. »Wer sagt denn, dass ein Auto nicht ohne Benzin fährt?«

***

Ein paar Mal war Eric Taylor drauf und dran gewesen, die Verfolgung seines Komplizen einfach aufzugeben. Trotz seiner automatenhaften Schritte legte Dennis Carrington ein erstaunliches Tempo vor.

Taylor musste sich echt anstrengen, um den Anschluss nicht zu verlieren.

Und der Weg, den Carrington einschlug, war ausgesprochen beschwerlich. Er bewegte sich in Richtung Norden, immer bergauf.

Die ohnehin kärgliche Vegetation der öden Felsenlandschaft hörte bald ganz auf. Nur noch graues Granitgestein bestimmte die Szenerie.

Ziel von Carringtons verrücktem Marsch schien die abgeflachte Kuppe eines Berges zu sein, dessen Höhe nach Taylors Schätzung mehr als achthundert Yards betrug. So energisch, als würde es sich um eine Erstbesteigung handeln, die ihm lebenslangen Gipfelstürmerruhm garantierte, strebte Carrington diesem Ziel entgegen.

Mehrmals noch hatte Taylor versucht, seinen Fluchtgefährten durch Zurufe zur Vernunft zu bringen. Aber diese hätte er sich sparen können. Carrington reagierte in keiner Weise, stiefelte immer weiter vorwärts, so als sei er ferngelenkt.

Mehrere Meilen waren jetzt bereits zurückgelegt. Die Abenddämmerung schickte sich mehr und mehr an, die Herrschaft anzutreten.

Taylor musste aufpassen, um Carrington nicht aus dem Auge zu verlieren. Einen Vorteil hatten die Lichtverhältnisse natürlich. Der Hubschrauber hatte aufgehört, die Gegend abzufliegen. Vor den Pigs brauchte Taylor also nicht mehr auf der Hut zu sein. Er war sich allerdings nicht ganz sicher, ob eine Begegnung mit der Polizei nicht einer mit dem Dudelsackpfeifer vorzuziehen gewesen wäre.

Trotz dieser Überlegung blieb er am Mann. Er wollte, verdammt noch mal, wissen, was eigentlich gespielt wurde.

Immer weiter ging es nach oben. Kletterkünste wurden dabei nicht verlangt. Der Berg stieg nur ganz allmählich an. Dennoch kostete es Kraft. Herz und Lungen Eric Taylors arbeiteten auf Hochtouren.

Dennis Carrington hingegen schien der Aufstieg keinerlei körperliche Mühe zu bereiten. Er bewegte sich wie eine Maschine, die keine Müdigkeit kennt.

Dann hatte Carrington die Kuppe erreicht. Die höchste Spitze des Berges war dies jedoch noch nicht. Auf der abgeflachten Kuppe wuchs noch eine Felsformation empor. Sie hatte einen Durchmesser von rund dreißig Yards, sowohl in der Breite als auch in der Höhe.

Vor diesem Felsendom blieb Dennis Carrington stehen. Taylor hatte am Rand der Kuppe halt gemacht und beobachtete seinen Komplizen, der nicht mehr Herr seiner selbst zu sein schien. Ihm war dabei alles andere als wohl in seiner Haut. Das Gefühl sagte ihm, dass gleich etwas geschehen würde. Carrington war sicherlich nicht ohne Grund bis hierher marschiert.

Oder marschiert worden, wie man es wohl genauer ausdrücken konnte!

Taylor brauchte nicht lange zu warten, bis die Dinge in Bewegung gerieten.

Und wie sie in Bewegung gerieten! Taylor glaubte, seinen Augen kaum trauen zu dürfen.

Wie von Zauberhand klaffte in dem Felsendom plötzlich ein Spalt auf. Ein Spalt, der sich zusehends verbreiterte und schließlich aussah wie ein großes, übermannshohes Tor. Eric Taylor konnte in den Fels hineinblicken, der völlig ausgehöhlt zu sein schien.

Ein geheimnisvolles, geisterhaftes Licht erfüllte das Innere des Doms. In seinem Zentrum wuchs ein mächtiger Baum, eine ehrwürdige Eiche, wenn sich Eric Taylor nicht irrte. Weit ausladende Äste waren mit dichtem Blattwerk geschmückt und vermittelten unwillkürlich den Eindruck des Immergrünen, des ewig Jungen, obwohl gleichzeitig kein Zweifel daran bestehen konnte, dass dieser Baum alt war, uralt.

Vor der Eiche stand eine riesige Statue, das Abbild eines Menschen, in Stein gehauen. Die Statue war doppelt so groß wie ein hoch gewachsener Mann. Die nicht sehr künstlerisch herausgearbeiteten Arme und Beine wirkten wie Säulen. Der übergroße Kopf sah plump und klobig aus. Eric Taylor dachte gleich an eine Götzenfigur, wie er sie schon verschiedentlich auf Bildern gesehen hatte.

Und obgleich er sich darüber im klaren war, nur eine Steinstatue vor sich zu haben, stieg ein beklemmendes Gefühl in ihm auf. Dieser riesige Götze strahlte etwas aus – etwas Gewalttätiges, Böses, Tödliches. Das lag vielleicht vor allem an dem Glas, das die Augen der Figur darstellte. Im Schein des gespenstischen Lichts wirkte das Glas tatsächlich wie ein echtes Augenpaar, das Eric Taylor mit unsagbarer Tücke anstarrte.

Und auf einmal war da auch der alte Mann mit dem Dudelsack.

Wie aus dem Boden gewachsen stand er plötzlich vor der Götzenfigur, die ihn um mehr als eine Körperlänge überragte. Er hatte das Mundstück seines Instrumentes bereits angesetzt. Schon drangen die quäkenden, nervtötenden Klänge des Dudelsacks wieder an

Taylors Ohr.

Und natürlich hörte auch Dennis Carrington die atonalen Pfeiftöne. Sie blieben nicht ohne Wirkung auf ihn. Er setzte sich wieder in Bewegung, ging auf das Tor in dem Felsen zu.

Eric Taylor ahnte, dass er ihn niemals wiedersehen würde, wenn er jetzt im Inneren des geheimnisvollen Doms verschwand. Es verband ihn keine besondere Freundschaft mit seinem Fluchtgefährten.

Carrington und er hatten sich erst im Knast kennen gelernt. Aber der gemeinsame Zellenaufenthalt und ihre Flucht hatte doch so eine Art Kameradschaft zwischen ihnen entstehen lassen. Darum unternahm Taylor einen letzten Versuch, seinen Komplizen zurückzuhalten.

»Carrington!«, rief er beschwörend. »Komm zurück, Mann! Du läufst in dein Verderben!«

Aber der hagere Mann verhielt sich nicht anders als bisher. Er nahm den Zuruf überhaupt nicht zur Kenntnis. Weiter ging er auf den Pfeifer zu, als würde er von einer Art Magnet angezogen. Gleich hatte er das Felsentor erreicht.

Eric Taylor erkannte, dass er einen Fehler gemacht hatte, einen höchst gefährlichen Fehler.

Offenbar hatte der Pfeifer von seiner Anwesenheit bisher noch nichts gemerkt. Jetzt aber war er aufmerksam geworden. Er blickte genau dorthin, wo sich Taylor halb hinter einen Felsbrocken gekauert hatte. Sein brennender Blick bannte den Ausbrecher förmlich.

Eric Taylor fühlte sich wie gelähmt. Der Blick des Pfeifers und die Klänge des Dudelsacks schienen jetzt auch auf ihn ihre hypnotische Wirkung nicht mehr zu verfehlen.

Aber es gelang Taylor, die scheinbare geistige und körperliche Lähmung wieder abzuschütteln.

Mit einer wilden Bewegung riss er die Pistole aus dem Hosenbund. Er hatte sie vorhin nachgeladen, sodass das Magazin wieder voll war.

Taylor brachte die Waffe in Anschlag, zog den Abzug durch.

Krachend entlud sich die Waffe, mehrmals hintereinander. Die tödlichen Kugeln jagten auf den Pfeifer zu.

Und erzielten, wie schon Stunden zuvor, nicht die geringste Wirkung. Die Projektile schienen durch den alten Mann hindurchzugehen oder an ihm abzuprallen wie Hagelkörner. Ungerührt blies er weiter auf seinem Dudelsack.

Die Panik ergriff jetzt Besitz von Eric Taylor. Er hatte es schon vorhin gewusst: Der Pfeifer war kein normaler Mensch. Er musste einen Pakt mit dem Bösen abgeschlossen haben. Es war Wahnsinn gewesen, sich mit dem Unheimlichen überhaupt einzulassen.

Taylor wollte sich jetzt zur Flucht wenden. Aber dazu war es bereits zu spät.

Noch jemand griff in das Geschehen ein…

Die Statue!

Eric Taylor wurde vom Grauen gepackt, als er sah, wie die riesige Götzengestalt plötzlich zu unheiligem Leben zu erwachen schien.

Die Glasaugen erstrahlten in loderndem, blendenden Feuer.

Eine Feuerzunge brach aus dem rechten Auge, jagte wie ein zuckender Blitz auf Taylor zu.

Taylor wollte zur Seite springen. Aber er war viel zu langsam, konnte der höllischen Flamme nicht mehr entkommen, die wie ein Tentakel nach ihm griff.

Einen Augenblick später war sein ganzer Körper vom Feuer eingehüllt wie von einem rot glühenden Mantel.

Mit einem gellenden Aufschrei warf sich Eric Taylor zu Boden.

Von furchtbaren Schmerzen gequält, wälzte er sich auf dem harten Untergrund umher, um die sengenden Flammen zu ersticken.

Er schaffte es nicht. Das Feuer, das nicht von dieser Welt war, ließ sich nicht löschen. Es haftete am Körper des Ausbrechers wie Napalm.

Die Schreie Eric Taylors wurden schwächer, gingen in ein erbärmliches Wimmern über, erstarben schließlich ganz.

Dennis Carrington hatte vom Ende seines Fluchtgefährten keine Notiz genommen. Er trat durch das Tor in den Felsen hindurch, und dieses schloss sich hinter ihm.

Die Dunkelheit senkte sich über den Felsendom.

***

Obwohl der Dackel im Häusermeer New Yorks geboren und groß geworden war, hatte er seine natürlichen Instinkte nicht verloren.

Und seine Spürnase auch nicht. Unermüdlich zerrte er an der Leine und führte seinen Herrn und dessen Begleiter Damona King und Mike Hunter tiefer in die Bergwelt der Grampian Mountains hinein.

Diese hatten Schwierigkeiten, dem Hund zu folgen. Es war dunkel geworden, und der Weg führte über Stock und Stein. Über Stein hauptsächlich, denn das Gelände, das sie jetzt zu bewältigen hatten, war völlig vegetationslos. Immer wieder stolperte einer von ihnen, weil er gegen ein plötzlich auftauchendes Felshindernis stieß. Aber das ließ sich nicht vermeiden. Sie konnten die mitgeführten Stablampen nur sporadisch aufblinken lassen, um die Batterien nicht vorzeitig zu erschöpfen.

Es war in der Dunkelheit schwer, die Orientierung nicht zu verlieren. Damona, die sich in den Bergen, die ihre Heimat waren, sehr gut auskannte, musste inzwischen auch nicht mehr ganz genau, wo sie sich befanden. Die Höhen des Ben Marnock lagen in ihrem Rücken, das stand fest. Wenn sie sich nicht irrte, dann näherten sie sich jetzt langsam der abgeflachten Kuppe des Ben Glamis. Einen Eid darauf geschworen hätte sie allerdings nicht.

Auf einmal bekam sie ganz überraschend bestätigt, dass ihre Annahme den Tatsachen entsprach.

Am nördlichen Abendhimmel zeigte sich auf einmal eine eigentümliche Leuchterscheinung.

Ein blitzartiges Phänomen, das für einen kurzen Augenblick die ganze Berglandschaft in Licht tauchte. Nicht in jenes weiße Licht, in dem sich Blitze normalerweise manifestieren. Der Himmel leuchtete vielmehr in einem fast krankhaften, blutigen Rot auf.

In diesem Licht erkannte Damona die Kuppe des Ben Glamis, über der der seltsame Blitz niedergegangen zu sein schien.

Mike Hunter und Harvey Lowell waren stehen geblieben.

»Was war das?«, wunderte sich der Amerikaner. »Komischer Blitz!«

»Ich glaube nicht, dass es ein Blitz war«, sagte Mike. »Zu einem Blitz gehört auch Donner. Und den müssten wir längst gehört haben. Damona, was meinst du?«

»Ich weiß nicht«, antwortete die Herrin von King's Castle. »Allerdings…«

»Ja?«

»Vielleicht war es ein ganz besonderer Blitz!«

»Was heißt das?«

»Ich habe mich gerade an etwas erinnert«, sagte Damona nachdenklich. »Der Gott Lug trägt nicht nur den Beinamen Herr mit dem langen Arm. Man nennt ihn auch den Herrn der Blitze!«

Mike pfiff durch die Zähne. »Du glaubst also, dass Lug diesen Blitz geschleudert hat? Dass es so eine Art… magischer Blitz war?«

Damona zuckte die Schultern. Sie hatte lediglich eine Vermutung angestellt, mehr nicht.

»Vielleicht kommen wir dem Phänomen noch auf die Spur«, sagte sie. »Gehen wir weiter.«

Das war ganz im Sinne des Dackels Emmy, der schon ganz ungeduldig an der Leine zog.

Bald wurde offensichtlich, dass der Hund geradewegs dem Gipfel des Ben Glamis entgegenstrebte. Er wollte also dorthin, wo die geheimnisvolle Leuchterscheinung ihren Ursprung gehabt zu haben schien.

Zufall?

Wohl kaum! dachte Damona.

Eine Weile später standen sie und ihre beiden Begleiter nach einem kräftezehrenden Anstieg auf dem abgeflachten Plateau des Berges.

Der Hund Emmy war kaum noch zu halten. Wie wild schoss er auf die Felsenformation zu, die den Mittelpunkt des Plateaus bildete. Er schnüffelte an einer ganz bestimmten Stelle des Doms herum, jaulte dabei und versuchte vergeblich, mit seinen Vorderpfoten den Fels wegzukratzen.

Mike Hunter und Harvey Lowell ließen ihre Taschenlampen aufleuchten. Aber ihr Lichtkegel offenbarte nichts, was den Dackel so verrückt machen konnte.

»Was hat er denn?«, wunderte sich Mike.

»So stellt er sich an, wenn Vonda zur Tür reinkommt, nachdem sie ein paar Stunden weg gewesen ist«, gab der Amerikaner Auskunft.

»Hm«, machte Mike. »Schätze, diesmal befindet er sich wohl leicht im Irrtum.«

Er ging in die Knie und leuchtete mit der Lampe die bewusste Stelle noch einmal eingehend aus. Aber an der bisherigen Feststellung änderte sich nichts. Nackter, fugenloser Fels, sonst war beim besten Willen nichts zu erkennen.

»In jedem Fall scheint die Spur von das hier zu enden«, stellte Damona fest.

»Ja«, stimmte ihr Harvey Lowell zu, »sonst hätte Emmy hier nicht Halt gemacht.«

»Komisch«, murmelte Mike, »sehr komisch.«

Er klopfte mit der Faust gegen die Felswand, ohne zu einer anderen Erkenntnis zu kommen. Es war Fels und es blieb Fels.

»Dann gibt es nur eine Erklärung«, sagte Harvey Lowell mit Grabesstimme.

»Und die wäre?«

»Vonda war hier, Und dann hat man sie weggeschafft. Mit einem Hubschrauber! Deshalb endet ihre Spur hier!«

»Ich glaube nicht daran!«, sagte Damona überzeugt. »Der Pfeifer, dieser blutrote Blitz, Lug, der Keltengott… In diese Kette passt kein Hubschrauber! Ich bin davon überzeugt, dass Vonda und die anderen verschwundenen Mädchen hier irgendwo sind.«

»Und wo?«

»Suchen wir das ganze Plateau ab!«

Die Bergkuppe hatte einen Durchmesser von etwas mehr als hundert Yards. Eine ziemlich große Fläche, wenn es dunkel war und nur zwei Taschenlampen zur Verfügung standen. Dennoch blieb die Suche nicht ergebnislos.

Mike Hunter war es, der eine überraschende Entdeckung machte.

»Hey«, rief er, »kommt doch mal her!«

Damona, die gemeinsam mit ihrem Gast aus New York auf der anderen Seite des Felsendoms auf Spurensuche gegangen war, eilte zum südlichen Rand des Plateaus hinüber.

Mike war in die Hocke gegangen und richtete den Lichtkegel seiner Lampe vor sich auf den Boden. Mit der linken Hand wühlte er in irgendetwas Dunklem herum.

»Was ist das?«, erkundigte sich Harvey Lowell.

»Seht selbst!«

Auch Damona und der Amerikaner gingen in die Knie. Sie erkannten sehr schnell, was da zu ihren Füßen lag.

Asche!

»Seltsam, nicht wahr?«, sagte Mike Hunter und blickte hoch. »Besonders die Tatsache, dass die Asche noch warm ist!«

Er fuhr fort, seine Hand durch den Aschenhaufen wandern zu lassen. Plötzlich stutzte er. Im nächsten Augenblick brachte er seine suchende Hand zum Vorschein. Zwischen Zeigefinger und Daumen hielt er einen kleinen Gegenstand, den er jetzt auf die Handfläche rollen ließ.

Golden glänzte es auf.

»Was ist das?« Damona beugte sich vor, um besser sehen zu können.

»Das ist…« Mike stockte und schluckte schwer.

Damona verstand seine Reaktion. Auch sie hatte inzwischen erkannt, was er da in der Hand hatte.

Einen Goldzahn!

Mike ließ das makabre Erkennungsstück fallen wie ein glühendes Stück Kohle.

»Mein Gott! Und ich wühle darin herum…« Hektisch richtete er sich auf. »Hier ist ein Mensch verbrannt. Und zwar erst vor kurzer Zeit!«

Sofort dachte Damona an den blutroten Blitz, den sie aus der Ferne beobachtet hatten. Die Überlegung, dass dieser etwas mit dem Verbrennungstod des unglücklichen Menschen zu tun hatte, drängte sich auf.

Mike blickte Lowell fast ängstlich an. »Hat Vonda…«

»Nein«, antwortete der Amerikaner sofort, »Vonda hatte keinen Goldzahn.«

»Na, Gott sei Dank«, sagte Mike aufatmend.

Auch Damona fühlte sich etwas befreiter. Aber nur etwas.

Lug, der Herr der Blitze! ging es ihr durch den Kopf.

Sollte die dämonische Wesenheit aus dem Reich der Finsternis tatsächlich an den Geschehnissen beteiligt sein? Immer mehr kam sie zu der Überzeugung, dass es so war.

Damona beschloss, etwas zu wagen, was sie nur höchst selten tat, und dann auch nur mit Gewissensbisse. Sie würde versuchen, den Geist ihrer verstorbenen Mutter im Jenseits zu erreichen, um sie um Hilfe zu bitten. Sie wusste, dass Vanessa King dadurch Schwierigkeiten bekommen würde, denn die Gesetze des Jenseitigen verboten es, auf die diesseitige Welt einzuwirken. Aber sie war gleichzeitig auch überzeugt, dass ihre Mutter Verständnis für den Hilferuf aufbringen würde.

Unauffällig raunte sie Mike Hunter zu, was sie vorhatte. Ihr Freund begriff sofort.

»Komm, Harvey«, sagte er zu dem Amerikaner, »suchen wir weiter. Wir wollen sichergehen, dass nicht noch weitere Menschen verbrannt

sind – zu deiner Beruhigung!«

Mike und Harvey Lowell entfernten sich. Damona blieb allein in der Dunkelheit zurück. Jetzt konnte sie den Kontaktversuch starten, ohne dass der Gast aus Amerika etwas davon mitbekam. Dies wollte sie unbedingt vermeiden, denn außer Mike sollte niemand etwas von ihrem Anderssein erfahren.

Damona tastete nach dem schwarzen Stein, der an seinem Goldkettchen auf ihrer Brust hing. Fest umschloss sie mit der rechten Hand das magische Utensil und konzentrierte sich. Sie schloss die diesseitige Welt völlig aus ihrem Bewusstsein aus und ließ die Strömungen der jenseitigen auf sich einwirken.

»Mutter«, dachte sie, »Mutter, höre mich!«

Aber sie merkte recht bald, dass die Verbindung zur anderen Dimension nicht zu Stande kam. Der magische Fluss der Gedanken wurde blockiert. Es musste ein anderes starkes magisches Feld ganz in der Nähe sein, das für diese Blockade verantwortlich war. Vielleicht war dies auch der Grund dafür, dass Vanessa King nicht schon längst von sich aus versucht hatte, ihrer Tochter eine Warnung zu übermitteln.

Wie Recht Damona mit dieser Annahme hatte, zeigte sich bereits im nächsten Augenblick.

In ihrem Rücken nahm Damona plötzlich einen geisterhaften Lichtschein wahr. Gleichzeitig drangen bekannte Klänge an ihr Ohr.

Dudelsackklänge!

Alarmiert fuhr Damona herum.

Und sah, dass mit dem gerade noch so ganz normal aussehenden Felsendom eine Veränderung vorgegangen war.

Eine Öffnung war darin entstanden. Eine Öffnung, die offenbarte, dass das Innere der Felsenformation hohl war und etwas beherbergte: eine Eiche und ein riesiges Standbild, die von unnatürlichem, rötlichem Licht umspielt wurden.

Auf Anhieb erfasste Damona, wen die Statue darstelle; niemand anderen als Lug, den Gott der Kelten!

Und da war auch der Pfeifer, der auf so rätselhafte Weise in Marnockfearn aufgetaucht und wieder verschwunden war, nachdem er mit seiner Dudelsackmusik den Ruf des Gottes verkündet hatte.

Auch jetzt spielte der bärtige alte Mann wieder auf seinem Instrument.

Sicherlich nicht ohne Grund…

Auch Mike Hunter und Harvey Lowell hatten gesehen, was geschehen war. Damona hörte den erstickten Aufschrei des Amerikaners, in dem sich alle Verblüffung dieser Welt ausdrückte. Bis zu diesem Augenblick hatte Lowell an die Existenz des Übernatürlichen wohl nicht wirklich geglaubt, sondern immer noch

die Entführung seiner Frau durch »normale« Kidnapper für wahrscheinlich gehalten. Jetzt jedoch sah er sich eines anderen belehrt.

»Damona!«

Mike Hunter und der Amerikaner kamen an ihre Seite gelaufen.

Aber Damona hatte jetzt keine Zeit, sich mit den beiden zu befassen.

Sie spürte, dass etwas bevorstand, das ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen würde.

Und sie irrte sich nicht.

Lug, der Herr der Blitze, zeigte seine Macht.

In den Augen der Statue, ursprünglich zweifellos von Menschenhand gefertigt, aber von der Aura des Gottes durchdrungen, leuchtete es feurig auf.

Im nächsten Augenblick zuckte ein flammendroter Blitz hervor und raste wie ein brennender Speer auf Damona zu.

Entsetzt schrie Mike Hunter auf. Er wusste jetzt, wie der Mann, dessen Asche sie gefunden hatten, zu Tode gekommen war.

Aber Damona King war kein normaler Mensch. Sie war die Tochter einer Hexe und wurde von den Kräften der weißen Magie geschützt.

Der rote Blitz tötete sie nicht, sondern schlug ein in den schwarzen Stein auf ihrer Brust.

Wirkungslos verpuffte die mörderische Energie aus der jenseitigen Welt.

Aber das war nur der Anfang…

Der Pfeifer entlockte seinem Dudelsack jetzt schrille, ekstatische Töne.

Damona hatte inzwischen längst erfasst, welche Bedeutung die Klänge hatten. Es waren Beschwörungsformeln, die sich nicht in Worten, sondern in Tönen ausdrückten und den Beistand des keltischen Gottes erflehten.

Und Lug erhörte das Flehen.

Wieder zuckte ein flammender Blitz aus den Augen des riesigen Standbilds.

Abermals jedoch trotzten die weißmagischen Kräfte, die in Damonas Stein eingeschlossen waren, dem vernichtenden dämonischen Angriff.

Und Lug, der Herr der tödlichen Blitze, setzte seine schwarzmagischen Attacken fort.

Feuerstrahl auf Feuerstrahl schoss aus den Augen der Statue.

Die Nacht wurde zum Tag. Der ganze Ben Glamis wurde in zuckendes, krankes Rotlicht getaucht. Und es waren nicht nur die Blitze an sich, die sich als weithin sichtbare Leuchterscheinungen manifestierten. Dort wo die Blitze in den schwarzen Stein Damonas einschlugen, stoben die magischen Funken, als sich die Kräfte der weißen und der schwarzen Magie gegenseitig bekämpften und

vernichteten.

Die Gestalt Damonas wurde von Kopf bis Fuß eingehüllt in ein irrwitziges Meer von grellen, bunten Lichtpunkten, die sie umtanzten und umschwirrten wie vom Sturm gepeitschte Regentropfen. Die Funken konnten ihr jedoch nichts anhaben, denn der schwarze Stein wirkte wie ein magischer Schutzschirm, an dem alles abprallte.

Lebhaft konnte Damona sich vorstellen, welche dämonische Wut den Keltengott jetzt beherrschte. Eine Sterbliche war in der Lage, den Urgewalten des Herrn der Blitze zu widerstehen. Diese Tatsache musste seinen Zorn von Sekunde zu Sekunde mehr anstacheln.

Besorgten Herzens fragte sich Damona, wann sich der Zorn Lugs gegen weniger widerstandsfähige Opfer richten würde.

Gegen Mike Hunter und Harvey Lowell zum Beispiel, die nicht über einen magischen Schutz verfügten!

»Mike!«, rief sie.

»Damona?« Die Stimme ihres Freundes klang belegt. Auch er war besorgt – um ihr Wohlergehen.

»Macht, dass ihr hier wegkommt, Mike! Verlasst beide das Plateau – sofort!«

»Ich soll dich allein lassen?«, widersprach Mike. »Niemals!«

»Sei vernünftig! Wenn sich der Gott gegen euch wendet, seid ihr verloren. Ich kann mich schützen. Ihr jedoch wärt seinen Blitzen hilflos ausgeliefert.«

»Aber…«

»Kein Aber, Mike… geht!«

Widerstrebend sah Mike Hunter ein, dass sie Recht hatte. Sie war eine Hexe, die sich auf magische Dinge verstand. Er hingegen war ein ganz normaler Durchschnittsmensch, der über keinerlei übernatürliche Kräfte verfügte.

»Komm, Harvey«, sagte er gepresst.

Dann verließ er gemeinsam mit dem verstörten Amerikaner, der den Geschehnissen fassungslos gegenüberstand, das Plateau. Damona blieb allein zurück.

Und weiter schleuderte Lug seine flammenden Blitze gegen sie, begleitet von den atonalen Dudelsackklängen des alten Mannes.

Entfesselte Kräfte tobten auf der Oberfläche des schwarzen Steins.

Damona sah, dass sich dieser dabei veränderte. Längst schimmerte er nicht mehr in seinem gewohnten Schwarz, erstrahlte stattdessen in allen Farben des Spektrums. Und der verformte sich, schrumpfte zusammen, dehnte sich darin wieder aus.

Es waren also nicht nur magische Gewalten, die auf ihn einwirkten. Als Nebenwirkung machten sich auch ganz normale mechanisch-physikalische Kräfte bemerkbar.

Und dieser Umstand wurde Damona schließlich zum Verhängnis.

Das dünne Kettchen, an dem der Stein hing, war aus herkömmlichen Edelmetall gefertigt worden. In ihm ruhten keine magischen Kräfte. Auf Dauer war das Material den Belastungen nicht gewachsen. Und so geschah es…

Eines der Glieder riss. Die ganze Kette platzte auf. Der Stein rutschte an der Kette entlang.

Damona erkannte die Gefahr, streckte blitzschnell die Hand aus, um den fallenden Stein noch halten zu können.

Aber es war bereits zu spät. Ihre zuschnappende Hand griff ins Leere. Der Stein fiel zu Boden.

Sofort bückte sich Damona, um ihn wieder in ihren Besitz zu bringen, schaffte es jedoch nicht mehr. Für ein paar Zehntelsekunden stand sie schutzlos da.

Einer der zuckenden Blitze streifte sie.

Damona verlor augenblicklich das Bewusstsein.

»Damona!«

Wie aus weiter, weiter Ferne drang die Stimme an Damona Kings Bewusstsein.

»Damona, hörst du mich?«

Langsam kehrte Damona in die Wirklichkeit zurück. Sie begriff, dass die Stimme tatsächlich aus allernächster Nähe an ihr Ohr drang. Und sie erkannte jetzt auch, wem die Stimme gehörte. Blinzelnd schlug sie die Augen auf.

»Vonda!«

Ja, es war wirklich Vonda Lowell, die sich da über sie beugte. Und Vonda war nicht das einzige vertraute Gesicht, das Damona sah. Sie erkannte Janet Conolly, die Tochter ihrer Raumpflegerin, und noch drei andere Mädchen aus Marnockfearn. Außerdem noch einen hageren Mann, der ihr unbekannt war.

Damona wollte sich aufrichten, stieß dabei jedoch auf erhebliche Schwierigkeiten. Erst jetzt wurde ihr bewusst, dass sie an Händen und Füßen gefesselt war.

Und nicht nur sie.

Auch die übrigen Frauen und der unbekannte Mann trugen Stricke an Armen und Beinen.

Damona blickte sich weiter um, versuchte, sich über ihre Situation klar zu werden. Sie brauchte nicht lange, um zu erkennen, dass diese ziemlich bedrohlich war.

Sie befand sich fraglos im Inneren des Felsendoms. Das ihr nun schon bekannte geisterhafte Licht ließ sie die Götterstatue des Lug und die Eiche erkennen. Im Hintergrund sah sie eine aus Felsgestein erbaute Hütte. Die Gegenwart magischer Kräfte konnte sie beinahe körperlich spüren. Ganz klar, dass diese allgegenwärtig sein mussten, denn sonst hätte beispielsweise die mächtige Eiche nicht existieren können.

Bäume wuchsen nicht auf nacktem Fels.

Wenig später hatten Vonda und die anderen Frauen Damona so weit ins Bild gesetzt, wie sie selbst Bescheid wussten. Ja, sie waren, verführt durch die Dudelsackklänge, in Trance gewesen. Erst hier im Inneren des Felsendoms war die Trance von ihnen abgefallen und sie sahen die Dinge wieder so, wie sie wirklich waren. Jetzt wussten sie, das Lug kein edler, gütiger Vater war, sondern eine Wesenheit aus den Dimensionen der Finsternis, die ein Opfer verlangte. Und sie wussten auch, dass sie dazu ausersehen waren, diese Opfer zu sein – dargebracht von dem Pfeifer, der ein ergebener Diener seines Gottes war.

Die Frauen waren verzweifelt und voller Angst. Jeden Augenblick fürchteten sie, dass der Pfeifer kommen würde, um das furchtbare Opfer zu zelebrieren.

Und da erschien der Diener des Lug auch bereits wieder. Er trat aus der Steinhütte und kam auf die Eiche zu, unter der die Gefangenen lagerten.

Vor Damona blieb der alte Mann stehen und blickte mit einem bösen Lächeln auf sie hinab.

»Ich sehe, dass du das Bewusstsein wieder erlangt hast«, sagte er in einem nur sehr schwer verständlichen Englisch. Damona begriff, dass er ein Idiom verwandte, das offensichtlich schon sehr alt war.

So alt wie dieser Mann selbst? fragte sie sich. Oder war der Pfeifer noch älter?

»Wer bist du?«, fragte Damona.

»Ich bin ein Diener meines Herrn«, antwortete der alte Mann.

»Du bist ein Druide?«, vermutete Damona.

»Ja!«

Durch diese Antwort sah Damona ihre Spekulationen bestätigt.

Druiden – das waren die Priester der alten Kelten gewesen.

»Wie alt bist du?«, fragte sie.

»Ich bin alt, sehr alt, geboren vor vielen Jahrhunderten. Durch die Gnade meines Herrn ist es mir vergönnt, ewig zu leben und mich göttlicher Kräfte zu bedienen.«

Damona hatte die Erfahrung gemacht, dass Menschen dann am freundlichsten waren, wenn man ihnen schmeichelte. Deshalb sagte sie: »Mit deinen Fähigkeiten könntest du der Herr der Welt sein! Warum verkriechst du dich in dieser abgeschiedenen Höhle?«

»Reichtum und Macht dieser Welt reizen mich nicht«, antwortete der Pfeifer. »Mir genügt es, ein Leben des Geistigen zu führen und alle neunundsechzig Jahre eine der heiligen Stätten aufzusuchen, um meinem Herrn das vorgeschriebene Opfer zu bringen. Ein Opfer nach alter Sitte! Nicht wie ihr Menschen von heute es bei euren sommerlichen Festen tut, die einer Verhöhnung des Herrn

gleichkommen!«

Die letzten Worte hatte der alte Mann mit echtem Zorn gesprochen.

Langsam begann Damona auch die Dinge zu begreifen, die ihr bisher noch unklar gewesen waren.

Alle neunundsechzig Jahre ein Opfer nach alter Sitte? Damit war das Rätsel der verschwundenen Frauen von Kincraig gelöst. Offenbar gab es nicht nur hier auf dem Gipfel des Ben Glamis eine so genannte heilige Stätte, sondern auch noch an anderen Stellen. Und warum alle neunundsechzig Jahre?

Damona glaubte sich erinnern zu können, dass die Zahlen sechs und neun bei den Kelten eine wichtige Rolle gespielt hatten. Der Verbindung beider Zahlen kam damit wohl eine besondere rituelle Bedeutung zu.

Der Pfeifer wandte sich ab von Damona und trat auf den hageren Mann zu.

Mit Entsetzen sah Damona, dass auf einmal ein Steinmesser in der Hand des Druiden erschienen war.

»Deine Person ist überflüssig geworden, da nun die heilige Sechs wieder ohne dich gebildet werden kann«, erklärte er wie beiläufig dem Hageren.

Dieser hatte begriffen, was der Pfeifer damit sagen wollte. Wie wahnsinnig zerrte er an seinen Fesseln. Aber seine krampfhaften Bemühungen führten zu nichts.

Die rechte Hand des Druiden zuckte nach vorne. Der Hagere stieß einen furchtbaren Schrei aus, als sich das Steinmesser in seine Brust bohrte. Dann wurde der Schrei zu einem Röcheln und erstarb kurz darauf ganz.

Damona spürte ein Würgen in der Kehle. Die kaltblütige Ermordung des Mannes ließ Brechreiz in ihr aufsteigen.

Die anderen Frauen hatte die brutale Tat nicht weniger hart getroffen. Zwei von ihnen fingen hemmungslos an zu schluchzen. Und Janet Conolly übergab sich.

»Mörder!«, schrie Vonda Lowell. »Verdammter, gottverlassener, blutiger Mörder!«

Der Pfeifer schenkte dem Toten keinen weiteren Blick. Als sei nichts gewesen, ließ er das noch blutige Messer unter seiner Kleidung verschwinden.

»Mörder?«, wiederholte er mit ausdrucksloser Miene. »Nein, ich bin kein Mörder. Ich tue nur das, was dem Herrn wohlgefällig ist. Und das Opfer einer Frau ist dem Herrn wohlgefällig!«

Es fiel Damona schwer, angesichts des Toten leidenschaftliche Überlegungen anzustellen. Dennoch gelang es ihr, die Beweggründe des Druiden zu rekonstruieren.

Die heilige Zahl sechs – da war sie wieder. Sechs Menschen sollten

also geopfert werden, vorzugsweise Frauen. Sechs Mädchen waren ursprünglich verschwunden. Davon war Emmylou Coolidge dann ausgeschieden, weil sie mit ihrem gebrochenen Fuß zurückbleiben musste. Anscheinend hatte der Pfeifer dann als Ersatz für sie den hageren Mann in seine Gewalt gebracht. Und jetzt, wo sie, Damona King, dem Druiden in die Hände gefallen war, konnte der Ersatzmann wieder erübrigt werden. Grausame, unmenschliche Logik…

Verzweifelt bemühte sich Damona, die in ihr schlummernden magischen Kräfte zu wecken, um dem drohenden Verderben entgehen zu können. Aber ihre übernatürlichen Talente erwachten nicht.

Das hatte Damona bereits befürchtet. Bis jetzt hatte sie noch nicht gelernt, sich der Magie nach Belieben zu bedienen. Sie wusste erst seit ihrem einundzwanzigsten Geburtstag, der noch nicht einmal ein Jahr zurücklag, dass sie überhaupt dazu fähig war. In der jüngsten Vergangenheit hatte sie schon mehrfach erstaunliche übernatürliche Dinge bewirken können. Nicht gezielt jedoch. Ihre magischen Talente hatten sich ganz von selbst geregt. Jetzt aber…

Damona konnte nur hoffen.

***

In einem Abstand von ungefähr hundert Yards vom Rand des Plateaus hatten sich Mike Hunter und Harvey Lowell niedergekauert.

Schweratmend beobachteten sie das Blitzinferno, das weiterhin auf der Kuppe des Ben Glamis tobte.

Mike kam sich vor wie ein Verräter. Er hatte Damona im Stich gelassen und nahm es hin, dass sie diesen Entladungen magischer Gewalt allein ausgesetzt wurde. Es fiel ihm ungeheuer schwer, der Stimme seines Verstandes zuzuhören, die ihm sagte, dass er bei dem Aufeinanderprallen von schwarzer und weißer Magie nur ein Störfaktor gewesen wäre.

Unaufhörlich tobten die Blitze. Dann trat plötzlich Stille ein.

Hatte das Duell zwischen Damona und dem Gott Lug seinen Abschluss gefunden? Oder war im Augenblick nur die sprichwörtliche Ruhe vor einem neuen Sturm eingekehrt?

Mit klopfendem Herzen wartete Mike – eine Minute, zwei Minuten. Dann trieb ihn die Sorge um Damona hoch.

»Komm, Harvey, es scheint vorbei zu sein!«

Trotz des Grauens, das die unheimlichen Geschehnisse dem Amerikaner eingeflößt hatten, war er sofort bereit, Mike zu folgen. Kurz darauf standen die beiden Männer wieder auf dem Plateau.

Alles war ruhig… und dunkel. Kein geisterhaftes Licht mehr, keine blutroten Blitze.

»Damona?«, rief Mike.

Er bekam keine Antwort.

Und auch als er und Lowell den Namen Damonas gemeinsam und mit voller Lautstärke riefen, meldete sich Damona nicht.
Gott, dachte Mike, sie wird doch nicht etwa tot…
Er weigerte sich, den Gedanken zu Ende zu denken. Es durfte ganz einfach nicht wahr sein!
»Suchen wir sie!«, sagte er zu seinem Begleiter.
Die Taschenlampen der beiden Männer traten wieder in Aktion.
Zuerst richteten sich ihre Lichtkegel auf den Felsendom.
Das, was Mike bereits erwartet hatte, bestätigte sich. Die Öffnung, die vorhin in der Wand geklafft hatte, war wieder geschlossen.
Nichts deutete darauf hin, dass sie jemals existiert hatte.
Mike fluchte laut vor sich hin. Eine weitere dunkle Ahnung stieg in ihm auf.
Gemeinsam gingen er und Harvey Lowell das ganze Plateau ab, den Lichtschein der Stablampen dabei immer auf den Boden gerichtet. Aber sie fanden keine Spur von Damona. Zum Glück fanden sie jedoch auch keinen weiteren Aschenhaufen.
»Ich habe es geahnt«, sagte Mike bedrückt, als es offenkundig geworden war, dass weiteres Suchen kein anderes Ergebnis bringen würde. »Der Pfeifer und sein verfluchter Götze haben sie ins Innere des Felsendoms verschleppt!«
»Wie Vonda!«, erwiderte Lowell düster.
Außer sich vor Sorge und Zorn trommelte Mike mit Fäusten und Füßen gegen die Felswand, in der sich vorhin das Tor auf getan hatte. Aber er tat sich dabei nur weh. Der Fels gab nicht nach, ließ nicht im mindesten erkennen, dass sich dahinter ein Hohlraum befand.
»Es hat keinen Zweck«, stellte Mike schließlich fest. »Wir müssen zurück, zurück nach Marnockfearn!«
»Und Vonda und Damona sind rettungslos verloren«, sagte Lowell hoffnungslos.
»Noch nicht!«, machte sich Mike selbst Mut. »Wir werden alles daran setzen, ein Loch in diese Felsen zu reißen und unsere Frauen herauszuholen!«
»Und wie?«
»Mit Sprengstoff! Und wenn es unbedingt sein muss, auch mit einer Atombombe!«
Harvey Lowell zuckte die Achseln. Er schien resigniert zu haben.
»Spielt es eine Rolle, ob sie von irgendwelchen Dämonengestalten hingemeuchelt oder durch eine Atombombe vernichtet werden?«
Es war etwas Wahres an den Worten des Amerikaners. Mike war nicht einfältig genug, um dies nicht zu erkennen. Aber er wollte sich jetzt nicht entmutigen lassen. Okay, eine Atombombe würde wohl ein etwas zu schweres Kaliber sein. Aber eine Sprengladung, von einem Fachmann angebracht…

Mike und Harvey Lowell machten sich auf den Rückweg. Erst jetzt wurde ihnen bewusst, dass der Dackel ebenfalls verschwunden war.

Offenbar war das Tier sofort in den Felsendom gerannt, nachdem sich dieser geöffnet hatte.

Sie brauchten mehrere Stunden, bevor sie die Stelle erreichten, an der sie den Landrover zurückgelassen hatten. Der neue Morgen war bereits angebrochen, als sie endlich in Marnockfearn ankamen.

Der ganze Ort war noch immer voller Aufregung. Und diese steigerte sich noch mehr, nachdem die beiden Männer berichtet hatten, was auf dem Gipfel des Ben Glamis geschehen war.

Die Reaktionen, mit denen man ihrem Bericht begegnete, fielen unterschiedlich aus. Einige waren sofort bereit, ihnen voll und ganz zu glauben. Das waren diejenigen, die die Existenz des Magischen und Übersinnlichen schon immer für möglich gehalten hatten. Die anderen aber waren voller Skepsis.

Auch Inspektor Jones-Helliwell gehörte zu den Zweiflern.

»Ich halte Sie für einen vernünftigen Menschen, Mr. Hunter«, sagte er. »Aber was Sie da erzählen…«

»Überzeugen Sie sich selbst, verdammt!«, antwortete Mike grob.

Er hatte nicht die geringste Neigung, kostbare Zeit durch unangebrachte Zweifel zu vertrödeln, so verständlich diese Zweifel auch sein mochten.

Jones-Helliwell wollte sich kein Pflichtversäumnis nachsagen lassen. »Gut«, sagte er, »sehen wir uns die Sache doch einmal bei Tageslicht an, einverstanden?«

Mike war einverstanden.

Gemeinsam mit Jones-Helliwell flog er im Hubschrauber zurück zum Ben Glamis. Mit von der Partie waren außerdem zwei Hunde, die zwei der verschwundenen Frauen gehörten.

Am Ziel angekommen – der Helikopter konnte bequem auf dem Plateau landen – veranstalteten beide Hunde sofort ein wildes Theater. Keine Frage, sie hatten die Spuren ihrer Herrinnen erschnüffelt.

Das beeindruckte auch den Inspektor, ebenso wie der Fund des Aschehaufens, der einmal ein Mensch gewesen war. Da sich aber ansonsten keinerlei Anzeichen dafür ergaben, dass hier sechs Menschen gefangen gehalten wurden, behielt die Skepsis weiterhin bei ihm die Oberhand. Auch er vertrat die Hubschraubertheorie, die Harvey Lowells erster Gedanke gewesen war. Immerhin erklärte er sich bereit, ein Expertenteam aus Perth kommen zu lassen.

Die beiden Männer flogen zurück nach Marnockfearn.

Den Rest des Montags verbrachte Mike wie auf glühenden Kohlen.

Die Spezialisten der Polizei kamen und kamen nicht. Endlich, es war bereits Nachmittag geworden, trafen die Männer ein – Leute vom Erkennungsdienst, ein Sprengstoffexperte und sogar ein Geologe.

Zwei weitere Stunden vergingen, bis das ganze Team endlich auf dem Ben Glamis versammelt war.

Mike interessierte sich vor allem für die Arbeit des Geologen, der mit raffinierten Messinstrumenten dem Felsendom zu Leibe rückte, um dem Hohlraum auf die Spur zu kommen.

Und der Mann bestätigte Mikes Aussage. Ja, der Felsen war hohl!

Nun endlich trat der Sprengstoffexperte in Aktion, der sein »Spielzeug« mitgebracht hatte.

Die Dunkelheit war längst angebrochen, als der Mann seinen ersten Sprengsatz zündete.

Das Ergebnis war ernüchternd. Die zur Detonation gebrachte Sprengladung vermochte nicht, den Fels auch nur anzukratzen.

»Das… das gibt es nicht!«, stammelte der Spezialist.

Und dasselbe sagte er auch noch am nächsten Tag, an dem der Felsendom trotz verzweifelter Versuche, ihn aufzuknacken, nach wie vor völlig unversehrt war.

Mikes Hoffnungen waren auf den Nullpunkt abgesunken. Er hatte erkannt, dass die Höhle des Gottes durch magische Kräfte geschützt wurde.

Und diesem magischen Schutzschild war mit herkömmlichem Sprengstoff nicht beizukommen.

***

In einer Stunde würde es Mitternacht sein. Die erste Stunde des 1.

August stand bevor, jenes Tages, der dem Gott Lug geheiligt war.

Der Druide traf die Vorbereitungen zur Opferzeremonie. Nacheinander holte er die unglücklichen Frauen, die zur Ehre des Gottes sterben sollten.

Jede einzelne von ihnen band er mit Flechtwerk an der Steinstatue des Gottes fest, die er zuvor mit Zweigen der Eiche geschmückt hatte. Auch Damona blieb nicht verschont. Die Fesseln, die ihr der Pfeifer angelegt hatte, pressten sie hart gegen den Steinkörper des Wesens aus dem Zwischenreich. Sie konnte sich kaum rühren und schon gar nicht befreien.

Das Weinen, Wimmern und Schreien der Opfer störte den Druiden nicht im mindesten. Ungerührt setzte er sich auf einen steinernen Stuhl, der wenige Yards entfernt vor der Opferstatue stand. Er verschränkte die Arme vor der Brust und neigte den Kopf. Minutenlang verharrte er in dieser andächtigen Haltung. Dann richtete er sich wieder auf und… nahm seinen Dudelsack zur Hand.

Augenblicke später klangen die gequetschten, näselnden Töne auf, die Damona noch nie so entsetzlich vorgekommen waren wie in diesen Minuten.

Der Pfeifer spielte die Melodie des Todes…

Und Lug erhörte sein Spie! und erfüllte das steinerne Ebenbild mit seiner jenseitigen Aura. Ganz deutlich spürte Damona seine Gegenwart. Sie hatte das Gefühl, als würde ein leichter Stromstoß nach dem anderen durch ihren Körper rieseln.

Den anderen Frauen erging es ebenso. Ihre Angst steigerte sich, von Sekunde zu Sekunde.

Das Spiel des Pfeifers wurde immer wilder, immer frenetischer, immer orgiastischer.

Und dann war der Höhepunkt erreicht. Ein nervenzereißender, schriller Ton entrang sich dem Dudelsack.

Im gleichen Moment zuckte aus den Augen der Statue ein feuriger Blitz.

Und setzte einen der Eichenzweige in Brand!

In Sekundenschnelle breitete sich das Feuer aus, griff auf die benachbarten Zweige über und entzündete auch sie. Es konnte nur noch wenige Augenblicke dauern, bis auch das Flechtwerk in lodernden Flammen stand, das die Opfer hilflos an das Götterbildnis fesselte.

Und dann… Schon glaubte Damona das Feuer zu spüren, das ihre Haut versengen und ihren Körper zu Asche verbrennen würde.

Gellend schrien die unglücklichen Frauen auf. Den furchtbaren Tod vor Augen, konnte keine von ihnen mehr die Beherrschung bewahren.

Auch Damona sah das Ende deutlich vor sich.

Und dann geschah das, was sie erhofft hatte. Angesichts des sicheren Todes erwachten ihre magischen Fähigkeiten, die bisher tief in ihrem Inneren geschlummert hatten.

Von Augenblick zu Augenblick wurde sie ein neuer Mensch. Mehr noch – sie wurde zu einem Übermenschen, der es an magischer Kraft mit jedem aufnehmen konnte.

Und Damona zögerte keinen Herzschlag, ihre Kräfte einzusetzen.

Aus dem Nichts zauberte sie einen magischen Wind herbei, der die züngelnden Flammen an der Opferstatue sofort erstickte.

Jetzt merkte der Pfeifer, dass etwas geschah, was nicht seiner und seines Gottes Kontrolle unterlag. Er erstarrte förmlich, vergaß weiter auf seinem Dudelsack zu blasen.

Das war sein entscheidender Fehler. Dadurch, dass die Melodie abbrach, brach auch die Verbindung zwischen ihm und Lug ab – jene Melodie, die sich wie eine Schnur zwischen dem Diesseits und dem Jenseits spannte. Ganz plötzlich war der Druide kein mächtiger Magier mehr, sondern nur noch ein einfacher Mensch.

Und als solcher hatte er Damona nichts mehr entgegenzusetzen.

Sie versetzte ihm einen telekinetischen Schlag, der den Pfeifer von seinem Stuhl hochriss, mehrere Yards durch die Luft schleuderte und mit voller Wucht gegen den mächtigen Stamm der Eiche prallen ließ.

Mit gebrochenem Genick blieb er am Fuße des Baumes liegen. Der Unsterbliche lebte nicht mehr.

Kurz darauf hatte sich Damona mithilfe der Telekinese von ihren Fesseln befreit. Sie brauchte nicht lange, um auch ihre Leidensgenossinnen loszubinden.

Die Freude der Frauen kannte keine Grenzen. Wieso es allerdings zu ihrer scheinbar wundersamen Rettung gekommen war, wussten sie nicht. Und Damona beabsichtigte auch nicht, sie aufzuklären.

Noch einmal musste sie ihre magischen Kräfte anwenden. Es gab keinen natürlichen Ausgang aus dem Felsendom. Also musste sie einen solchen schaffen.

Und das tat sie dann auch, indem sie dem Beispiel des Gottes Lug folgte und ihrerseits einen magischen Blitz gegen die Felswand schleuderte.

Der Fels brach auf, als sei er aus sprödem Holz. Der Weg in die Freiheit lag vor den Frauen. Sie zögerten nicht eine Sekunde, ihn zu beschreiten.

Draußen empfing sie das Licht mehrerer strahlender Scheinwerfer.

Ein Mann mit geschwärztem Gesicht trat ihnen entgegen.

»Das… das verstehe ich nicht«, stotterte er. »Zum ersten Mal in meinem Leben als Sprengmeister ist es mir passiert, dass die Detonation vor der Zündung erfolgt!«

Dazu lächelte Damona nur.

Und sie lächelte noch mehr, als Mike sie im nächsten Augenblick erleichtert in seine Arme schloss.

ENDE